Gott Arbeitet



In Beruf und Berufung

DR. ANDREAS POHLMANN

GOTT ARBEITET

in Beruf und Berufung

von

Andreas Pohlmann

Impressum

Copyright © 2026
Dr. Andreas Pohlmann
Alle Rechte vorbehalten.

Quality for Eternity (QfE)
72793 Pfullingen

Web: www.himmelfit.de
E-Mail: himmelfit@gmx.de

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichermaßen für beiderlei Geschlechter.

Die Bibelstellen sind, sofern nicht anders angegeben, der Schlachter Übersetzung 2000 entnommen.[1]

Buchcover Text und Grafik: QfE[2]

ISBN: 9798165493713

Inhalt

Einleitung	5
Kapitel 1 Warum Jesus 18 Jahre arbeitete	12
Kapitel 2 Jesus rettet die Arbeit	25
Kapitel 3 Gelebter Glaube	53
Kapitel 4 Hoffnung, die sich erklärt	67
Kapitel 5 Mission selbstfinanziert	80
Schlussfolgerungen & nächste Schritte	93
Anhang — 34 Arbeitsgleichnisse	97
Über den Autor	104
Endnoten	110

Einleitung

— 1. Mose 2,15

Und Gott der HERR nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, damit er ihn bebaue und bewahre.

Ein bekanntes deutsches Nachrichtenmagazin stellte einmal die Frage[3]: Ist der Mensch eigentlich zum Arbeiten gemacht? Die Antwort, die man dort nach einem Blick in die Bibel fand, dürfte Sie kaum vom Hocker hauen: ja, eindeutig. Schon der allererste Satz der Bibel liest sich fast wie eine Stellenausschreibung – »Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde« – und kurz darauf bekommen Adam und Eva ihren ersten Arbeitsvertrag: den Garten bebauen und bewahren. Harken, jäten, pflügen. Nicht beten, fasten und

singen, wohlgemerkt. Einfach: anpacken. »Unkraut jäten im Garten Eden« – so hieß dieser Artikel.

Missverstehen Sie mich nicht – das Gebet ist durch nichts zu ersetzen. Doch fragen Sie einen Menschen, was für ihn »geistliche Arbeit« bedeutet, fällt fast automatisch das Wort »Pastor« oder »Priester«. Kaum jemand denkt zuerst an die Steuerberaterin, den Programmierer oder den Bauleiter. Dabei wurde uns vor Augen geführt, wie man Arbeit und Berufe auch sehen kann: Durch Jesus selbst – und zwar für den mit Abstand längsten Teil seines kurzen Lebens. Achtzehn Jahre lange arbeitete Jesus als Bauhandwerker, gegenüber gerade einmal dreieinhalb Jahren öffentlicher Mission. Man könnte einwenden: Wartete nicht die ganze Welt auf den Messias? Warum hat er dann nicht sofort losgelegt?

Diese Frage habe ich selbst lange nicht verstanden – am wenigsten in den zwölf Jahren, in denen ich als Pastor am Aufbau einer Gemeinde mitwirkte. In dieser Zeit ermutigte ich sogar andere Christen, sich ganz aus ihrem Berufsalltag »freisetzen« zu lassen. Ich dachte: Nur so kann man sich wirklich der Mission widmen.

In diesem Buch möchte ich Ihnen nun den umgekehrten Weg zeigen. Denn es gibt tatsächlich auch so etwas wie eine Freisetzung in ein berufliches Umfeld hinein. – Doch es dauerte viele Jahre, bis ich dies verstand, warum Jesus so lange einen »säkularen« Beruf ausübte – warum weltliche Arbeit durchaus eine geistliche Dimension hat.

Trotz seiner scheinbar »verlorenen« achtzehn Jahre konnte Jesus am Ende seines Lebens sagen: »Ich habe das Werk vollendet, das du mir aufgetragen hast« (Joh 17,4 NGÜ). Kein »leider ist mir die Zeit davongelaufen«, kein »hätte ich mal früher angefangen« – ein klares: Auftrag erfüllt.

Und über das Berufsleben hatte Jesus erstaunlich viel zu sagen – vielleicht sogar mehr als über jedes andere Thema. Fast alle seine Gleichnisse handeln von ganz konkreten Arbeitssituationen (vgl. Anhang). Er sprach von unserer Positionierung in dieser Welt, von Licht und Salz, von Schafen unter Wölfen, von der Klugheit der Schlangen und der Arglosigkeit der Tauben. Und als er seine Nachfolger schließlich aussandte, gab er ihnen einen bemerkenswerten Auftrag mit auf den Weg: Nehmt eure eigene Geldbörse mit. Finanziert

eure Mission selbst.

Erst nach zwölf Jahren im Pastoren-Dienst ging mir ein Licht auf, wie das gelingen kann – als ich den Eindruck hatte, Gott wolle, dass ich meinen ursprünglichen Beruf als studierter Physiker für ihn nutze. Ich folgte dieser Stimme. Und siehe da: Sofort ergaben sich neue, spannende Kontakte – und ganz nebenbei auch neue Mittel, meine Mission selbst zu finanzieren, ganz ohne Abhängigkeit von Spenden oder Rundbriefen.

Mittlerweile kenne ich geistliche Leiter, die als erfolgreiche Unternehmer Mission betreiben, predigen, lehren und Gemeinden gründen – und das komplett ehrenamtlich. Ein Modell, das ich für ausgesprochen zukunftsfähig halte.

In meiner heutigen Tätigkeit als Unternehmensentwickler bei einem großen Automobilzulieferer begegne ich ständig Managern und Ingenieuren, die – ohne es unbedingt so zu benennen – hungrig nach Gott sind. Die wenigsten von ihnen haben je eine Bibel aufgeschlagen, eine Kirche betreten oder einen christlichen Film gesehen. Und trotzdem stellen sie erstaunlich oft genau die richtigen Fragen. Mein Beruf hat mich in über vierzig Länder geführt, und immer wieder

durfte ich Menschen mitten im Alltag – nicht im Gottesdienst, sondern zwischen Meeting und Mittagspause – dabei helfen, ein Stück näher an Jesus heranzukommen. Manche haben ihn direkt kennengelernt. Bei anderen flammte einfach eine neue, echte Hoffnung auf – keine aufgewärmte Unternehmensvision, sondern eine echte Vision für ihr Leben.

Ganz reibungslos verlief mein eigener Wechsel vom »geistlichen« in den »säkularen« Beruf allerdings nicht. Ich hatte zu dem Zeitpunkt keine Berufserfahrung und war schon froh, überhaupt in einem technischen Call-Center anfangen zu dürfen (das ich immerhin nach kurzer Zeit leiten sollte). Hinzu kam die stille, aber spürbare Skepsis mancher ehemaligen Kollegen. »Wie bedauerlich«, schien mir aus ihren Blicken entgegenzukommen, »dass er seine Berufung einfach aufgibt.« Und dann die vielen Abende, an denen ich erschöpft nach Hause kam und wehmütig daran dachte, wie einfach es früher war, ausgeruht ins Gebet zu gehen – schließlich wurde ich als Pastor quasi fürs Beten und Bibellesen bezahlt (was natürlich so nie ganz stimmte). Ich begann tatsäch-

lich mit Gott zu hadern. Hatte ich ihn richtig verstanden? Vorbilder für meinen neuen Lebensstil hatte ich in meinem Umfeld kaum. Es sollte noch Jahre dauern, bis ich einen Durchbruch erlebte.

Dann ging plötzlich alles schnell: Als Verantwortlicher für die Qualitätssicherung bei der Verlagerung einer Produktionslinie von Deutschland nach Israel durfte ich dutzende Male in das Land reisen, das ich so sehr liebe. Früher fühlte ich mich mit diesen Menschen nur über Gebetsabende verbunden. Jetzt konnte ich sie ganz praktisch bei der Arbeit unterstützen – und die Leute spürten mein aufrichtiges Interesse. Bald durfte ich die erste Person am Toten Meer zum Glauben führen. Das half mir ungemein, meinen anfänglichen Frust über den Berufseinstieg hinter mir zu lassen.

Heute muss ich nicht mehr ins »Heilige Land« reisen, um zu begreifen, dass wir Gott in jeder Situation ehren können. Aber damals brauchte ich diesen Umweg noch. Gott wollte mich auf eine neue Ebene des Glaubens im ganz normalen Berufsalltag führen – ich war nur noch nicht ganz bereit dafür. Also, so scheint es mir heute, kam er einfach auf meine Ebene herunter. Und lehrte

mich dort, was Paulus einmal so auf den Punkt brachte:

— *Kolosser 3,23* HfA

Worin auch immer eure Arbeit besteht –
tut sie mit ganzer Hingabe, denn letztlich
dient ihr nicht Menschen, sondern
dem Herrn.

Meine gesamte berufliche Tätigkeit, das wurde mir klar, kann heilig sein – wenn ich sie mit der richtigen Herzenseinstellung ausübe.

Immer wieder stellte ich mir die Frage: Gibt es einen tieferen Sinn dafür, dass ausgerechnet Jesus die längste Zeit seines Lebens in einem säkularen Beruf verbrachte? War er als größtes Vorbild der Christenheit nicht eigentlich zu etwas viel »Höherem« berufen? Oder habe ich das »Höhere« in der Arbeit einfach viel zu lange übersehen?

Falls Letzteres zutrifft, verlangt dies ein ziemlich radikales Umdenken.

Pfullingen, 2026

Andreas Pohlmann

Kapitel 1

Warum Jesus 18 Jahre arbeitete

— Matthäus 13,5 NGÜ

Ist er denn nicht der Sohn des Zimmermanns?

Die meisten Bibellehrer und Theologen sind sich einig: Jesus erlernte sein Handwerk schon als Teenager. Das war völlig normal für seine Zeit – Söhne wurden ab dem zwölften oder dreizehnten Lebensjahr an den Beruf des Vaters herangeführt. Ein jüdisches Sprichwort brachte es unverblümt auf den Punkt: »Wer seinen Sohn kein Handwerk lehrt, der lehrt ihn das Räuberhandwerk« (Talmud, Kidduschin

29a)[iv]. Kein sanftes Anschubsen also, sondern echte pädagogische Ansage. Väter begannen die Ausbildung spätestens mit Einsetzen der Pubertät – nicht zuletzt, weil junge Männer ab vierzehn bereits kopfsteuerpflichtig waren.[v]

Diese Handwerkslehre war dabei keine bloße Empfehlung unter mehreren, sondern eine handfeste Pflicht. Der Talmud zählt sie zu einer ganzen Reihe von Verpflichtungen, die ein jüdischer Vater gegenüber seinem Sohn zu erfüllen hatte: ihn zu beschneiden, ihn im Bedarfsfall auszulösen, ihm die Tora beizubringen, ihm ein Handwerk zu lehren und ihn schließlich zu verheiraten. Manche Gelehrten fügten sogar eine sechste Pflicht hinzu: ihn schwimmen zu lehren – schlicht, weil im Ernstfall das Leben davon abhängen konnte. Ein Vater, der seinen Sohn ohne Handwerk aufwachsen ließ, hatte demnach keine gute Gelegenheit verpasst, sondern eine religiöse Verpflichtung versäumt.

Wir wissen: Jesus übte seinen Beruf bis zum Beginn seiner öffentlichen Lehrtätigkeit aus. Lukas berichtet, er sei »ungefähr dreißig Jahre alt« gewesen, als er anfing, öffentlich zu wirken (Lk 3,23). Rechnen Sie nach: Seinem dreijährigen

Wirken gingen also rund achtzehn Jahre Berufstätigkeit voraus.

	Kleinkind 0 - 5 Jahre	Kind 5 - 12½ Jahre	Jugend 12½ - 30½ J.	Mann 30½ - 30½ J.
Phasen		Schulzeit	Ausbildung	Mission
Dauer	5 Jahre	7½ Jahre	18 Jahre	3 Jahre

TABELLE - LEBENSPHASEN VON JESUS CHRISTUS

Stellen Sie sich einmal vor, Sie wären der himmlische Vater und müssten Ihrem Sohn Jesus einen Karriereplan schreiben. Was hätten Sie ihm geraten? Vermutlich nicht: »Werde erst mal Bauhandwerker.« Eher: »Zeig doch, wie brillant du die Schriften auslegen kannst!« Schließlich hatte er schon mit zwölf Jahren die Theologen im Tempel verblüfft – »alle staunten über die Klugheit seiner Antworten« (Lk 2,47). Und er vermittelte nicht nur Wissen, sondern echte Offenbarung. Sein Publikum hatte ein Aha-Erlebnis nach dem anderen. Niemand sonst hatte dieses Charisma. Und alle warteten doch auf genau ihn, den versprochenen Messias! Warum also noch kostbare Jahre in eine Berufsausbildung stecken?

Manche Missionare gingen schon mit sechzehn aufs Missionsfeld. Hätte Jesus nicht früher starten können? Wer von uns würde schon von sich behaupten: »Ich bin so fasziniert von Gott, dass ich es kaum erwarten kann, endlich in den ganz normalen Berufsalltag einzusteigen«? Jesus, so scheint es, tat genau das.

Es war offensichtlich, wie sehr er mit Kranken und Hilflosen mitfühlte. Der himmlische Vater beobachtete das mit Sicherheit ganz genau. An seiner Stelle hätten wir wohl geraten: »Wenn du unbedingt einen Beruf lernen willst, dann wenigstens einen, der zu deinem Auftrag als Wunderheiler passt.« Arzt, wie später der Evangelist Lukas – damit hättest du deine Heilungen medizinisch bestätigen können. Oder Psychiater, um die Dämonenaustreibungen etwas plausibler zu machen. Aber es kam anders.

Tektōn – der Bauhandwerker

Jesus erlernte einen ganz normalen handwerklichen Beruf, der auf den ersten Blick rein gar nichts mit seinem geistlichen Auftrag zu tun hatte. »Ist er denn nicht der Zimmermann, der Sohn der

Maria...?«, fragten die Leute erstaunt, als er mit seinen Jüngern in Nazareth auftrat (Mk 6,3).

Das griechische Wort *tektōn*, meist mit »Zimmermann« übersetzt, meinte eigentlich mehr: einen Bauhandwerker, der Maurer, Zimmermann, Wagner und Tischler in Personalunion war.[vi] Im holzarmen Palästina arbeitete man vor allem mit Stein und Lehmziegel-Holzkonstruktionen. Am Nordwestufer des Sees Genezareth, damals noch stark bewaldet,[vii] herrschte regelrechter Bauboom – kein Wunder also, dass Jesus sich oft dort aufhielt und den Weg von Nazareth aus in Kauf nahm.

Einen noch kürzeren Weg hatte er allerdings in eine andere Richtung: Nur etwa sechs Kilometer nordwestlich von Nazareth, knapp eine Stunde Fußweg entfernt, lag Sepphoris, die Hauptstadt Galiläas. Die Römer hatten die Stadt kurz nach dem Tod Herodes' des Großen niedergebrannt, um einen Aufstand zu ersticken. Herodes Antipas, der Galiläa fortan als Tetrarch regierte, baute sie in den folgenden Jahrzehnten zu einer prachtvollen griechisch-römischen Metropole aus – Flavius Josephus nannte sie schlicht die

»Zierde von ganz Galiläa«. Theater, Kolonnadenstraßen, ein Forum, Villen: Der Wiederaufbau verschlang Jahrzehnte und vor allem eines – Arbeitskräfte. Manche Ausleger vermuten deshalb, dass Josef und Jesus einen erheblichen Teil ihrer achtzehn Berufsjahre nicht nur in der beschaulichen Werkstatt von Nazareth, sondern auf den Baustellen dieser boomenden Stadt verbrachten. Ausgerechnet der »Zimmermann aus Nazareth« hätte demnach einen Gutteil seiner prägenden Berufsjahre in einer pulsierenden, hellenistisch geprägten Großstadt verbracht – ein Gedanke, der (möglicherweise) so gar nicht zur stillen Dorfidylle passen will, die wir uns gewöhnlich von seiner Kindheit ausmalen.

Auch andere jüdische Lehrer waren Handwerker, denn Rabbi zu sein war traditionell kein Hauptberuf, sondern eher ein Ehrenamt. Hillel, einer der prägendsten Rabbinen der Generation vor Jesus, soll der Überlieferung nach als armer Holzfäller gearbeitet haben, ehe er zum gefeierten Lehrer wurde. Auch der Apostel Paulus, obwohl als Pharisäer bestens ausgebildet, verdiente sich zeitlebens seinen Unterhalt als Zeltmacher (Apg 18,3). Handwerk und Lehramt schlossen

sich in der jüdischen Welt also keineswegs aus – sie gehörten zusammen.

Diese lange Berufstätigkeit Jesu ist eine echte Herausforderung für unsere heutige Theologie, die geistliche Berufe gerne für höherwertig hält als »säkulare« Arbeit. Schon Martin Luther erkannte 1521 in seiner Schrift »De votis monasticis iudicium«, dass Gottes Wille sich nicht in der besonderen Verpflichtung des Mönchs erfüllt, sondern in der alltäglichen Arbeit eines weltlichen Berufs. Und Luther beließ es nicht bei der Theorie: Drei Jahre später legte er sein Ordensgewand ab – was ihm übrigens auch die Ehe mit Katharina von Bora ermöglichte, der ehemaligen Zisterzienserin. Seine theologische Bildung, wohlgemerkt, blieb ihm erhalten und floss direkt in seine Bibelübersetzung ein.

Bezeichnenderweise ist ausgerechnet das deutsche Wort »Beruf« ein Kind dieser Theologie: Luther verwendete es erstmals in seiner Übersetzung des Buches Jesus Sirach, wo es ursprünglich schlicht »Berufung« bedeutete. Für ihn hatte jeder Christ einen doppelten Beruf – den Beruf zum Glauben und den Beruf zum Dienst am Nächsten. Weil sich beides in jeder christlichen Existenz

verbindet, gibt es zwischen den Berufen keinen Rangunterschied: Der Bauer, der pflügt, dient Gott nicht weniger als der Priester, der predigt. Diese Einsicht – das »Priestertum aller Gläubigen« – veränderte das Verhältnis von Arbeit und Glaube im Westen so nachhaltig, dass Soziologen Jahrhunderte später vom »protestantischen Arbeitsethos« sprachen[viii]. Man könnte pointiert sagen: Jesus selbst hat diese Theologie schon achtzehn Jahre lang gelebt, bevor sie überhaupt formuliert wurde.

Auch Jesus durchlief die übliche jüdische Ausbildung:[ix] Mit fünf Jahren konnte ein Schüler die Thora lesen, mit zehn die Mischna, die Gesetzesauslegung. Mit dreizehn nahmen Jungen erstmals am Passahfest teil – Jesus tat dies bereits mit zwölf. Die Mischna hält diese Stationen in einem knappen Merkspruch fest: mit fünf die Schrift, mit zehn die Mischna, mit dreizehn die Gebote, mit fünfzehn den Talmud, mit achtzehn die Heirat, mit zwanzig schließlich die Pflicht, selbst für den eigenen Unterhalt zu sorgen (Mischna Avot 5,21). In dieses Raster fügt sich Jesu Biografie fast lehrbuchhaft ein: Er begann seine Berufsausbildung mit einsetzender Pubertät und trug spätestens mit

zwanzig, vermutlich schon früher, Verantwortung für den Unterhalt der Familie – zumal Josef in den Evangelien nach der Tempelszene mit dem zwölfjährigen Jesus mit keinem Wort mehr erwähnt wird. Viele Ausleger schließen daraus, dass er früh starb und sein ältester Sohn als Bauhandwerker in die Rolle des Familienernährers hineinwuchs, lange bevor er zum Verkünder des Gottesreiches wurde. Die besten Schüler durften danach im Beth Midrasch, dem Lehrhaus, die Propheten und Schriften studieren, wobei Auswendiglernen eine zentrale Rolle spielte.

In Jesus sehen wir also alles andere als einen ungebildeten Handwerker. Er beherrschte, ohne je eine der großen Rhetorikschulen besucht zu haben, das typische rabbinische Frage-und-Gegenfrage-Spiel meisterhaft.[x] Selbst seine Gegner mussten sich das eingestehen: »Wie kennt dieser die Schriften, wenn er es doch nicht gelernt hat?«, wunderten sich Festbesucher in Jerusalem (Joh 7,15). Weder Bet Hillel noch Bet Schammai, die beiden großen Schulrichtungen der zeitgenössischen Rabbinen, konnten diesen Zimmermannssohn aus der galiläischen Provinz für sich bean-

spruchen – und genau das machte seine Vollmacht für die Fachleute umso rätselhafter. Als religiöse Führer ihn einmal nach seiner Vollmacht fragten, konterte er kurzerhand mit einer Gegenfrage nach der Taufe des Johannes – stammte sie vom Himmel oder von Menschen? Da sie darauf keine Antwort wagten, musste auch er ihnen keine geben (Mk 11,29-33). Ein Schachzug, den heute jeder gute Verhandlungscoach applaudieren würde – nur eben zweitausend Jahre früher erfunden.

Diese Redegewandtheit fiel ihm nicht einfach im Schlaf zu. Lukas erklärt: »Jesus nahm zu an Weisheit [...] und Gunst bei Gott und Menschen« (Lk 2,52). Gott selbst braucht nicht an Weisheit zuzunehmen – doch Jesus tat es, gerade weil er unser Vorbild sein wollte: als jemand, der sich fortwährend berufsbegleitend weiterbildete, im eigenen Handwerk ebenso wie im Studium der Schrift.

Verborgene Jahre – kein Einzelfall

Wer meint, eine jahrzehntelange Vorbereitungszeit vor dem eigentlichen Lebenswerk sei

eine Kuriosität am Rand der Heilsgeschichte, sollte einen Blick auf zwei andere zentrale Gestalten der Bibel werfen. Mose war nach der Apostelgeschichte bereits vierzig Jahre alt, als er aus Ägypten fliehen musste, und verbrachte weitere volle vierzig Jahre als Hirte im Land Midian, ehe ihm am brennenden Dornbusch die eigentliche Berufung begegnete (Apg 7,23.29-30). Auf die Flucht folgten also achtzig weitere Lebensjahre Vorbereitung – vierzig davon in der scheinbaren Bedeutungslosigkeit eines Hirtenlebens in der Fremde.

Auch der Apostel Paulus, dem wir einen Großteil des Neuen Testaments verdanken, stürzte sich nach seiner Bekehrung vor Damaskus keineswegs sofort in die Mission. Er selbst berichtet, er sei zunächst nach Arabien gezogen und erst drei Jahre später überhaupt zum ersten Mal nach Jerusalem gereist, um Petrus kennenzulernen (Gal 1,17-18). Danach folgten weitere, kaum dokumentierte Jahre in seiner Heimatstadt Tarsus, ehe Barnabas ihn für die Gemeindearbeit in Antiochia gewann. Zwischen seiner Berufung und dem Beginn seiner ersten großen Missionsreise dürften so insgesamt weit mehr als zehn Jahre gelegen haben.

Weder bei Mose noch bei Paulus noch bei Jesus selbst hatte Gott es offenbar eilig. Alle drei verbrachten den größten Teil ihres Lebens mit Tätigkeiten, die auf den ersten Blick nichts mit ihrer späteren Berufung zu tun hatten – Schafe hüten, Zelte nähen, Häuser bauen. Und alle drei erwiesen sich am Ende gerade deshalb als vorbereitet, weil Gott diese Jahre keineswegs für verloren hielt.

Selbst einige Pharisäer erkannten ihn schließlich als Lehrer an: »Rabbi, wir wissen, dass du ein Lehrer bist« (Joh 3,2). Auf diesen Titel legte Jesus selbst allerdings keinen Wert – er forderte seine Nachfolger sogar auf, sich nicht »Rabbi« nennen zu lassen, »denn nur einer ist euer Meister, und ihr alle seid Brüder« (Mt 23,8 NGÜ).

Was heißt das für uns? Wer heute hauptberuflich für die verkündende Kirche arbeitet, hält den eigenen Beruf oft unbewusst für »geistlicher« als den eines Bauleiters, Bäckers oder einer Softwareentwicklerin. Jesu Biografie widerspricht dieser stillen Rangordnung auf ganzer Linie. Achtzehn Jahre lang schnitt er Balken zu, mauerte Wände und reparierte vermutlich das eine oder andere quietschende Scheunentor – und genau diese

Jahre, nicht nur die drei öffentlichen, gehören zu dem Leben, das wir als vorbildlich bekennen. Wer also fragt, ob die eigene, ganz unspektakuläre Berufsarbeit vor Gott etwas zählt, bekommt aus Jesu Lebenslauf eine klare Antwort: Sie zählt – und zwar sechsmal so lange wie die berühmten drei Jahre, von denen die Evangelien erzählen.

Kapitel 2

Jesus rettet die Arbeit

— Lukas 19,10

denn der Sohn des Menschen ist gekommen, um zu suchen und zu retten, was verloren ist

Jesus Christus kam nicht nur als unser Vorbild, sondern auch als Retter – »um zu retten, was verloren ist«. Und dazu gehört, mit Verlaub, auch der Wert Ihrer Arbeit. Wo der Sinn Ihres Berufs verloren gegangen ist, kann er ihm eine neue Bedeutung schenken – eine, die wirklich Freude macht.

Die Bedeutung der Arbeit, so wie die Bibel sie

zeichnet, kann man kaum hoch genug einschätzen. Der Schöpfer selbst, heißt es, wird »in dem Gemachten wahrgenommen« (Röm 1,20) – er hat also einen Weg gefunden, sich selbst durch seine Arbeit auszudrücken. Schöpfung ist gewissermaßen Gottes Portfolio. Erst sprach, pflanzte und baute er die Dinge zusammen, bevor er zum Höhepunkt seines Projekts kam: der Erschaffung des Menschen. Dann stellte er, wie ein zufriedener Qualitätsprüfer am Ende einer langen Schicht, fest: Es ist alles gut – sogar »sehr gut« (1Mo 1,31). Er freute sich an seinem Werk. Und er tut es bis heute, vor allem an der Krone seiner Schöpfung: Ihnen.

Das Verhältnis 6:1

Die achtzehn Jahre Berufstätigkeit Jesu im Verhältnis zu seinen drei Jahren öffentlicher Mission ergeben ziemlich genau 6:1. Keine Wertung, nur eine Beobachtung – aber eine interessante: Rein zeitlich betrachtet maß Jesus seiner beruflichen Tätigkeit einen sechsmal höheren zeitlichen Stellenwert bei als seiner Mission. Und genau dieses Verhältnis 6:1 finden wir auch schon in der

Schöpfungswoche: sechs Tage Arbeit, ein Tag Ruhe. Johannes erklärt, Gott habe Himmel und Erde durch sein Wort erschaffen (Joh 1,1) – und dass Jesus Christus selbst dieses Wort ist, das »Fleisch und Blut« wurde (Joh 1,14). Das ganze Universum, so lesen wir in Kolosser 1,16, wurde durch ihn geschaffen. Der Sohn Gottes hat also selbst als Schöpfer sechs Tage lang gearbeitet, bevor er ruhte – nicht aus Erschöpfung, sondern um innezuhalten und die Früchte seiner Arbeit zu genießen.

Mit genau diesem 6:1-Verständnis kam er erneut auf diese Erde: wieder als Arbeiter, der Freude an seinem Tun hatte. Dies ist eine spannende, biblisch offenbarte Tatsache, die uns beschäftigt. Es reichte Jesus offenbar nicht, »nur« Lehrer zu sein. Seine Mission war neben dem Auftrag am Kreuz und in der Auferstehung auch das Vorbild im Alltag – im Wort und im Werk.

In meinem Buch »Leben mit Bestimmung« wird Jesus zitiert, wie er sich seine Freude in uns allen wünschte (vgl. Joh 15,11). Seine Freude wohlgemerkt! Stimmt. Daraus können wir nur schließen, dass er wohl die fröhlichste, glücklichste Person war, die je diese Erde betreten hat.

Er verstand es, die Frucht seiner Arbeit in Ruhe zu genießen. Trotz seines immensen Auftrages und dem Erwartungsdruck der Menschen, die ihm auf Schritt und Tritt folgten, zog er sich immer wieder zurück.

Salomo brachte es einmal so auf den Punkt: »Ein Mensch kann nichts Besseres tun, als die Früchte seiner Arbeit zu genießen – das ist es, was Gott ihm zugeteilt hat« (Pred 3,22). Natürlich war dies nicht alles. Denn erst seine Dankbarkeit und Ruhe bildeten die ideale innere Haltung für ein blühendes Gebetsleben.

Ob man das lernen kann? Ich glaube schon.

Meine Missionierung eines Yoga Meisters

Von einem Yoga Meister würden die meisten Menschen erwarten, dass er an dem Punkt der völligen Entspannung angekommen sei. Ich traf die Schwester eines solchen Meisters bei einem längeren beruflichen Einsatz in Malaysia. Doch sie hatte ganz und gar nicht den Eindruck, dass er glücklich war – auch wenn er angeblich schon einmal einen Meter über dem Boden schwebend

meditiert haben soll, wie sie erklärte. Kaum vorstellbar. Doch diese tiefgläubige Schwester neigte nicht zu Übertreibungen. Sie hatte schon viele Erfahrungen mit okkulten Manifestationen beobachtet. Schließlich teilte sie mir ihren letzten Wunsch mit, denn sie war krank und hatte nur noch wenige Tage. Konkret bat sie mich, nach Bangalore zu reisen, um bei einem großen Familienessen ihrem Bruder das Evangelium zu erklären – wie es nur Jesus allein ist, der wirklich frei macht, wie nur er eine echte Ruhe schenken kann. Vorausgesetzt, man vertraut ihm sein Leben ganz an.

Natürlich. Dazu war ich bereit. Allerdings hatte ich keinen beruflichen Einsatz in Indien geplant. So erklärte ich: »Wenn es jedoch Gottes Wille ist, wird es geschehen.« Dafür beteten wir. Und erstaunlicherweise wurde ich nur wenige Wochen danach angefragt, ob ich nicht ausgerechnet in Bangalore ein Systemaudit durchführen könnte. Dies war mein Zeichen. Ich mache die Geschichte kurz:

Das Familientreffen kam zustande. Ich saß diesem Yoga Meister direkt gegenüber. Ich erklärte ihm, dass viele Kollegen in meiner Firma ihr

Glück ebenso im Yoga suchen. »Doch wenn ich Sie anschaue, als Jemanden, der ganz oben angekommen ist« – ich tastete mich vorsichtig heran und behielt den Blickkontakt -, »dann sehe ich nicht gerade einen glücklichen Menschen vor mir sitzen. Stimmt das?« Sein Blick stimmte mir zu, auch wenn er nichts dazu sagte. Dann bat ich um Erlaubnis, ihm von dem glücklichsten und entspanntesten Menschen zu erzählen, der mein Leben verändert hat. Und er hörte mir solange zu, bis sein Gesicht aufklarte und er mir dankte. Kurz darauf verstarb seine Schwester. Heute weiß sie es, ob, wie und wann er Christus gefunden hat.

Jesus gab Ihnen ebenso das folgende Versprechen:

— Matthäus 11,29 NEÜ

Unterstellt euch mir und lernt von mir! …
Dann kommt Ruhe in euer Leben.

Die Frucht der Arbeit genießen

Während eines Geschäftsessens las ich in einem Restaurant den folgenden Spruch: »Essen ist ein Bedürfnis, Genießen ist eine Kunst.« Das fand

ich, war ein treffender Satz, der sicher auf viele Bereiche zutrifft. Wir können ihn aber auch auf die Arbeit übertragen und mit Recht sagen: *Arbeit ist ein Bedürfnis, aber sich an ihr zu erfreuen, das wiederum ist in der Tat eine Kunst!*

In diesem Sinne lagen die Griechen und Römer übrigens gar nicht so verkehrt, als sie die Meinung vertraten, dass die berufliche Arbeit aus freien Stücken verrichtet werden sollte und nicht notgedrungen um des Geldes wegen. So war bei Aristoteles (384–322 v. Chr.) oder Cicero (106-43 v. Chr.) die Arbeit auch nur dann des Menschen würdig, wenn sie ohne Zwang oder Abhängigkeit von anderen Menschen ausgeübt wurde. Leider kamen für sie aber nur sehr wenige Berufsbilder hierzu in Betracht, vornehmlich aus den Bereichen Politik, Philosophie und dem Sport. Während diese hoch angesehen wurden, hat man andere hingegen wie das des Handwerks mit Verachtung bestraft.

Im jüdisch-christlichen Glauben erhielt die praktische Arbeit eine viel höhere Bedeutung. Die berufliche Arbeit ermöglichte den Lebensunterhalt, Gastfreundschaft und Freigebigkeit. Es war der profitgetriebene Job, vor dem Jesus warnte.

Immer wieder fand er dabei deutliche Worte: »Sammelt euch keine Reichtümer hier auf der Erde, wo Motten und Rost sie zerfressen und wo Diebe einbrechen und sie stehlen. Sammelt euch stattdessen Reichtümer im Himmel…« (Mt 6,19-20).

Beruf und Berufung

Es lohnt sich, an dieser Stelle einen Blick auf das deutsche Wort »Beruf« selbst zu werfen. Im Englischen sagt man schlicht »job« – ein neutrales Wort für eine Aufgabe, die erledigt werden muss. Im Deutschen dagegen steckt im »Beruf« unüberhörbar die »Berufung«. Das ist kein Zufall, sondern das Erbe einer theologischen Revolution.

Vor der Reformation galt: Nur Mönche, Priester und Fürsten waren von Gott »berufen«. Der Bauer, der Schmied, die Magd – sie verrichteten bloß weltliche Pflichten, während im Kloster angeblich das eigentlich gottgefällige Leben stattfand. Martin Luther brach mit dieser Hierarchie auf, wie es damals kaum jemand für möglich gehalten hätte. Sein Maßstab war schlicht die Nächstenliebe: Wer seinem Nächsten dient –

ganz gleich, ob als Priester oder als Magd, die die Stube fegt – der dient damit zugleich Gott. Luther ging so weit, gewöhnliche Erwerbsarbeit als eine Form von Gottesdienst zu bezeichnen. Damit erhielt plötzlich auch die unscheinbarste Tätigkeit Würde: nicht, weil sie besonders fromm verrichtet wird, sondern weil sie einem Menschen nützt.

Diese Entdeckung ist bis heute nicht ausgeschöpft. Viele Menschen, mit denen ich in Unternehmen zu tun habe, unterscheiden fein säuberlich zwischen »geistlichem« und »weltlichem« Tun – als wäre der Sonntagmorgen im Gottesdienst gottgefällig und der Montagmorgen im Büro geistlich neutral. Dabei ist es eher umgekehrt gedacht:

Wer freitags eine Kalkulation sauber aufbaut, damit sein Team am Montag nicht verzweifelt, tut etwas, das Gott nicht gleichgültig ist. Berufung zeigt sich selten in großen Worten. Sie zeigt sich darin, wie gewissenhaft jemand die Rechnung prüft, das Auto repariert oder das Kind tröstet, das gerade eine schlechte Note nach Hause gebracht hat.

Interessant ist übrigens, dass schon lange vor

Luther ein Handwerker im Zentrum eines biblischen Bauprojekts steht: Bezalel und Oholiab wurden ausdrücklich »mit dem Geist Gottes erfüllt« (2Mo 31,3ff) – nicht für einen Tempeldienst im engeren Sinn, sondern für Metallarbeit, Schnitzerei und Weberei am Gotteszelt. Die beiden waren, salopp gesagt, die ersten vom Geist gesalbten Handwerksmeister der Geschichte. Wo Ihr Beruf gerade nur wie ein Job aussieht, lohnt sich vielleicht die Frage, wem Sie mit dem, was Sie tun, konkret dienen. Diese Perspektive verändert nicht die Aufgabe. Aber sie verändert, mit welcher Haltung man sie anpackt.

Die Kunst, beim Abwasch zu beten

Ein schönes, wenig bekanntes Beispiel für diese Haltung liefert ein französischer Mönch aus dem 17. Jahrhundert, der unter dem Namen Bruder Lorenz bekannt wurde. Er verbrachte den größten Teil seines Klosterlebens nicht in der Kapelle, sondern in der Küche – beim Abwasch, beim Kartoffelschälen, beim Kochen für seine Mitbrüder. Für viele seiner Zeitgenossen klang

das nach einer wenig ehrenvollen Aufgabe. Bruder Lorenz selbst sah das anders: Er berichtete, er könne am Spülstein genauso innig beten wie andere Mönche vor dem Altar, weil es ihm nicht um den Ort ging, sondern um die Haltung, mit der er die Töpfe schrubbte.

Diese Gelassenheit ist kein Trick, den man sich einfach aneignet, sondern wächst offenbar aus derselben Einsicht, die schon Luther hatte: Wenn Gott ohnehin überall gegenwärtig ist, dann ist auch die unscheinbarste Arbeit ein möglicher Ort der Begegnung mit ihm. Das nimmt der Arbeit nichts von ihrer Mühe – Töpfe bleiben Töpfe, Kalkulationstabellen bleiben Kalkulationstabellen –, aber es verändert, wem man dabei eigentlich begegnen kann.

Gehalt statt Schmerzensgeld

Mein ehemaliger Chef pflegte zu sagen: »Du weißt ja, dass du hier nur zu 80 Prozent Gehalt und zu 20 Prozent Schmerzensgeld bekommst. Vergiss das nie!« Solange dieses Verhältnis stimmt, ist eigentlich alles im Lot. Nur sollte man aufpassen, dass es sich nicht umkehrt. Das gelingt

nicht immer – aber man kann es lernen.

Ich erinnere mich an eine Geschäftsreise, bei der ich mir in einem winzigen Flugzeug direkt vom schniefenden Sitznachbarn eine heftige Erkältung samt Fieber einfing – die Klimaanlage sorgte großzügig für die Verteilung. Wer schon einmal in Japan war, weiß: Man schnäuzt dort nicht dezent ins Taschentuch, man zieht hoch. Ich hätte mir manchmal gewünscht, diese Kulturtechnik früher gelernt zu haben. Denn wie leitet man mit laufender Nase drei Tage lang ein Meeting, in dem man permanent im Mittelpunkt steht? Genau – an solchen Tagen hat man sich sein „Schmerzensgeld" redlich verdient. Es gibt genügend andere nervenzehrende Situationen: Wenn sich die Arbeitsberge nicht mehr abtragen lassen, der Kalender einen vor sich hertreibt und der Stress die Kontrolle übernimmt.

Manchmal liegt es auch schlicht daran, dass wir Beförderungsangeboten nicht widerstehen können. In der Abhängigkeit von Bestätigung und Anerkennung tappen manche Menschen von einer Falle in die nächste. Ich verstehe gut, wie verlockend es ist, wenn gleichaltrige Kollegen einen links und rechts auf der Karriereleiter überholen

und die Personalabteilung fleißig verkündet, wer gerade wieder »aufgestiegen« ist. »Und was ist mit mir?«, denkt man dann schnell. Vielleicht ist einfach noch nicht der richtige Moment gekommen.

Beförderungen können durchaus ein Segen sein – aber manche Angebote sind tückischer, als sie aussehen. Mehr Verantwortung kann eine Arbeitslast bedeuten, die man anfangs gar nicht überblickt und die der Gesundheit schadet. Ich erinnere mich, wie Gott mich davor bewahrte, das Angebot zum Geschäftsführer eines internationalen Automobilzulieferers anzunehmen – der interessanteste, aber auch beinahe gefährlichste Karrieresprung meines Berufslebens. Verantwortlich für das Geschäft in mehreren Ländern wäre es nur eine Frage der Zeit gewesen, bis ich für nichts anderes mehr Zeit gehabt hätte, als meinen eigenen Burn-out zu füttern. Ich musste nicht lange beten, um zu wissen, dass ich lieber blieb, wo ich war.

Identität jenseits der Visitenkarte

Warum eigentlich hängen wir uns so sehr an

Titel, Gehaltsstufe und Beförderung? Ich glaube, die ehrliche Antwort lautet: weil wir unseren Wert oft an unsere Leistung koppeln. Wer befördert wird, fühlt sich bestätigt. Wer übergangen wird, fühlt sich wertlos. Auf Dauer ist das eine gefährliche Rechnung, denn sie macht das eigene Selbstwertgefühl von etwas abhängig, das sich jederzeit ändern kann – eine Umstrukturierung, ein neuer Chef, eine verpasste Quartalszahl.

Die Bibel rechnet anders. Schon im ersten Kapitel wird der Mensch nicht wegen seiner Produktivität als »sehr gut« bezeichnet, sondern weil Gott ihn nach seinem Ebenbild schuf (1Mo 1,27) – bevor überhaupt ein einziger Handschlag Arbeit geleistet war. Der Epheserbrief bringt es auf den Punkt: Wir sind Gottes Meisterwerk, geschaffen für gute Werke (vgl. Eph 2,10) – doch das Meisterwerk waren wir schon, bevor die Werke begannen. Ihr Wert steht also fest, lange bevor die Beförderungsrunde beginnt.

Das ist keine Ausrede, um beruflich die Hände in den Schoß zu legen. Es ist eher ein Sicherheitsnetz. Wer weiß, dass sein Wert nicht an der nächsten Gehaltsstufe hängt, kann gelassener verhandeln, ehrlicher ein Feedback annehmen und

auch einmal Nein zu einem Angebot sagen, das ihn auffrisst. Genau diese Gelassenheit half mir übrigens bei jenem Angebot zum Geschäftsführerposten, von dem ich eben erzählt habe: Es fiel mir leichter abzulehnen, weil ich wusste, dass mein Wert als Mensch am nächsten Morgen derselbe gewesen wäre – mit oder ohne den neuen Titel auf der Visitenkarte.

An Tagen, an denen ich etwas weniger ausgelastet bin, blüht nicht nur meine Kreativität wieder auf – zum Wohle des Unternehmens. Ich habe auch mehr Zeit, den Kollegen zuzuhören und kann ihnen aus der Ruhe heraus Impulse geben. Genau das ist mir wichtig – ich versuche es anderen leichter zu machen, den Glauben (wieder) zu finden. Ein Triebwerk hält einfach länger, wenn es nicht dauerhaft unter Volllast läuft. Das heißt nicht, dass Höchstleistung ausgeschlossen ist. Ein gelegentlicher Adrenalinschub kann durchaus erfrischend sein. Wenn ich als leitender Assessor drei, vier Tage lang ein Unternehmen von morgens bis spät in die Nacht durchkämme, sehe ich das eher als sportliche Herausforderung, der ich mich bewusst stelle. Das kann Spaß machen – eine Zeit lang. Als Dauerzustand hält das kein

Mensch aus.

Wichtig: Als Gott die Arbeit erfand, waren Mühsal und Dauerstress nicht eingeplant. Da hieß es nur: »Und Gott der HERR nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte« (1Mo 2,15). An keinem Tag der Schöpfung erschuf Gott den Stress. Erst als Adam sich von Gottes Plan entfernte, begann das Elend: »Deinetwegen ist der Acker verflucht... Mit Mühsal wirst du dich davon ernähren, dein Leben lang« (1Mo 3,17-19). Schwere Arbeit ist also Teil dieser gefallenen Schöpfung – aber Gottes ursprünglicher Gedanke war es, die Arbeit zu segnen. Wie sieht es bei Ihnen gerade aus mit Lust und Frust an der Arbeit?

Gottes eingebauter Ruhepuls

Wenn Gott die Mühsal nicht erfunden hat, dann hat er dafür etwas anderes fest eingebaut: den Rhythmus aus Arbeit und Ruhe. Schon im Dekalog stehen beide Anweisungen denkbar nüchtern nebeneinander: sechs Tage sollst du arbeiten, am siebten sollst du ruhen (vgl. 2Mo 20,9-10) – dasselbe Verhältnis 6:1, dem wir bereits in

der Schöpfungswoche begegnet sind. Jesus selbst rückte später zurecht, wie dieser Ruhetag gemeint war, als er sagte, der Sabbat sei um des Menschen willen gemacht worden und nicht umgekehrt (vgl. Mk 2,27). Ruhe ist also kein Zugeständnis an Schwäche, sondern eine Notwendigkeit, so lange wir in dem menschlichen Körper stecken., das lediglich in Form eines Gebots verpackt wurde.

In der Beratungspraxis erlebe ich oft das Gegenteil: Menschen, die Pause für eine Charakterschwäche halten. Der Kalender wird bis zum letzten freien Slot befüllt, der Feierabend zur Verhandlungsmasse, der Urlaub zum schlechten Gewissen. Dabei zeigt sich gerade in Unternehmen, die auf Dauerleistung ohne Erholung setzen, dass die Rechnung nicht aufgeht: Erschöpfte Mitarbeiter treffen schlechtere Entscheidungen, werden häufiger krank und kündigen häufig innerlich, lange bevor sie es offiziell tun.

Ich kenne Führungskräfte, die sich einen festen Tag in der Woche reservieren, an dem das Diensttelefon tatsächlich ausgeschaltet bleibt – nicht auf lautlos, sondern aus. Am Anfang fühlt sich das an wie ein Kontrollverlust. Nach ein paar Wochen berichten fast alle dasselbe: Der Kopf

wird klarer, nicht unschärfer. Das ist im Grunde nichts anderes als eine wöchentliche Erinnerung daran, dass die Welt auch ohne unser Zutun eine Nacht lang weiterdreht.

Wie sieht Ihr eigener Ruhetakt gerade aus? Und, ehrlich gefragt: Wann haben Sie zuletzt einen ganzen Tag lang nichts »geleistet« und sich dabei trotzdem gut gefühlt?

Burn-Out verhindern

»Feierabend habe ich, wenn ich tot bin«[11], so hat Markus Väth den Titel zu seinem Buch gewählt. Er beschreibt treffend die Einstellung vieler Menschen, die unweigerlich in den Burnout hineingeschlittert sind und sagt, dass es längst kein individuelles Problem mehr ist. In einer digitalen, globalen und entgrenzten Arbeitswelt gibt es kaum noch einen Berufszweig, in dem Mitarbeiter nicht ausbrennen. Burnout ist zum Synonym für eine Leistungsgesellschaft geworden, die längst ihren Tribut gefordert hat. Und die Kosten belaufen sich bereits auf Milliardenbeträge. Dabei sprechen wir nicht von reinen Ermüdungserscheinun-

gen, sondern von handfesten Erschöpfungsdepressionen mit eindeutigen Symptomen wie langanhaltende Antriebslosigkeit, geringes Selbstwertgefühl und Appetitlosigkeit.

Die Zahlen bestätigen das nur zu deutlich. Nach Angaben einer großen deutschen Krankenkasse stiegen die Fehltage aufgrund eines diagnostizierten Burnout-Syndroms binnen fünf Jahren um ein Drittel.[12] Eine begleitende Umfrage ergab, dass sich mehr als jeder zweite Erwerbstätige in Deutschland bei Stress bereits erschöpft oder ausgebrannt gefühlt hat, während praktisch alle Befragten zumindest gelegentlich unter spürbarer Anspannung im Alltag stehen.[13] Burnout ist damit längst kein Randphänomen empfindsamer Einzelfälle mehr, sondern eine breite gesellschaftliche Erschöpfung.

In seinem Buch mit dem Titel »Burnout-Kids«[14] beschreibt Michael Schulte-Markwort, dass diese Symptome auch bei Kindern und Jugendlichen immer häufiger anzutreffen sind. Während 1960 die Häufigkeit von diagnostizierter Depression bei Kindern und Jugendlichen noch bei einem Prozent lag, sind es heute acht Prozent. Später, bei den Erwachsenen, zeigt die

Umfrage eines großen deutschen Karriereportals, dass sich bereits über 50 Prozent aller Fach- und Führungskräfte in Deutschland permanent überfordert fühlen.[15] Viele würden liebend gerne etwas herunterkochen, doch der Leistungsdruck erlaubt es ihnen nicht. Das Projekt hat fest terminierte Meilensteine und die Chefs stehen genauso unter Druck wie die Projektleiter.

Die erste dokumentierte Erschöpfung in der Bibel: bei Elia

Falls Sie meinen, Burnout sei eine Erfindung unserer hektischen Zeit – die Bibel kennt das Phänomen bereits vor rund dreitausend Jahren, und zwar bei einem ihrer eindrucksvollsten Männer Gottes. Der Prophet Elia hatte gerade den größten Erfolg seines Lebens hinter sich: Auf dem Berg Karmel hatte er die Baalspriester öffentlich bloßgestellt und das Volk zurück zu Gott geführt (vgl. 1Kö 18). Ein Karrierehöhepunkt, wie er größer kaum sein könnte.

Und was passiert direkt danach? Königin Isebel droht ihm mit dem Tod, und Elia – gestern noch Sieger vor tausenden Zuschauern – flieht in

die Wüste, setzt sich unter einen Ginsterstrauch und bittet Gott, sterben zu dürfen (1Kö 19,4). Kein Wort mehr von Glaubensmut. Nur noch Erschöpfung, Angst und der Wunsch, dass alles aufhört.

Bemerkenswert ist, wie Gott reagiert. Kein Tadel, keine Standpauke, keine Erinnerung an die eigene Machtdemonstration vom Vortag. Stattdessen lässt er den Propheten schlafen. Danach weckt ihn ein Engel und gibt ihm zu essen. Elia schläft weiter, isst erneut – und erst nach dieser doppelten Runde aus Schlaf und Nahrung stellt Gott ihm überhaupt eine Frage (1Kö 19,5-9). Die Reihenfolge ist lehrreich: erst der Körper, dann die Seele. Erst Ruhe, dann Gespräch.

Als Gott schließlich doch redet, tut er das nicht in Donner und Feuer, sondern in einem Flüstern (vgl. 1Kö 19,12). Und dann bekommt Elia drei sehr praktische Dinge: einen neuen Auftrag, einen Nachfolger, der ihn entlastet, und die Erinnerung, dass er keineswegs allein ist – siebentausend andere hätten sich ebenfalls nicht vor Baal verbeugt (vgl. 1Kö 19,18).

Schlaf, Nahrung, ein sanftes Wort, eine Aufgabe und die Erinnerung an Gemeinschaft – im

Grunde eine ziemlich zeitgemäße Checkliste gegen Erschöpfung, mehrere Jahrtausende vor der ersten Burnout-Studie. Wer also gerade selbst unter dem sprichwörtlichen Ginsterstrauch sitzt, muss sich nicht schämen. Selbst ein Elia kam da einmal an. Die Frage ist nur, ob wir uns dann – wie er – wecken und stärken lassen, statt allein sitzen zu bleiben.

Zwei sind besser als einer

Elia zeigt noch etwas, das in der modernen Burnout-Forschung[16] immer wieder bestätigt wird: Erschöpfung wächst dort besonders schnell, wo Menschen glauben, ganz allein verantwortlich zu sein. Schon der Prediger wusste das, lange bevor es Coachings zum Thema gab: Zwei sind besser dran als einer allein, denn fällt der eine, hilft ihm der andere wieder auf – wehe aber dem Einzelnen, der fällt und niemanden hat, der ihm aufhilft (vgl. Pred 4,9-10).

In vielen Unternehmen, die ich begleite, ist genau das der wunde Punkt: Man bespricht Projektpläne, Budgets und Deadlines bis ins letzte

Detail – aber selten, wer eigentlich auf wen aufpasst, wenn es eng wird. Dabei ist es oft die einfache Frage eines Kollegen – »Wie geht es dir eigentlich wirklich?« – die einen drohenden Zusammenbruch früh genug sichtbar macht. Elia bekam Elisa. Petrus und Andreas standen zu zweit im Boot. Vielleicht lohnt es sich, auch bei sich selbst zu fragen: Wer ist mein Elisa?

Auf die Frage: »Wie geht es dir?« antworten die Menschen hin und wieder: »Na ja, es reicht zum Leben. Das ist alles.« Eine Antwort, die ich schon mehr als einmal gehört habe. Doch ich glaube, dass dies nicht so bleiben muss, wenn wir dem Retter der Arbeit begegnen.

Ich denke, dass es kein Zufall war, dass sich Jesus seinen künftigen Nachfolgern zuerst in ihrem Berufsalltag offenbarte, eben genau dort, wo sie beim Fischen waren. Das geschah etwa so: Jesus erleichtert die harte Arbeit des Fischens bei Petrus und Andreas, und er tut dies auf wundersame Art und Weise. Ihre Plackerei, mit der sie sich die ganze Nacht hindurch umsonst um einen Fang bemühten, hat plötzlich ein Ende. Lukas berichtet: »Sie fingen eine solche Menge Fische, dass ihre Netze zu reißen begannen.« (Lk 5,6).

Petrus erlebt hier einen absolut übernatürlichen Fischzug. Und so fällt es geradezu auf, dass Jesus mitten in unser Berufsleben hineinkommt und seine Größe und Herrlichkeit gerade dort offenbart, wo wir es am wenigsten erwartet hätten – im Beruf.

Ich bin davon überzeugt, dass Mühsal und Stress gar nicht zum ursprünglichen Plan Gottes gehörten, weil diese Dinge erst erwähnt wurden, nachdem der Mensch aus dem Paradies flog. Manchmal schenkt Gott neue Arbeitsstellen, die einfach ein Segen sind. Mein Sohn durfte einmal als Testfahrer für E-Bikes das Geld für seinen Führerschein verdienen. Als er morgens auf das Rad stieg, sagte er: »So, dann bin ich mal weg! Geh ein wenig arbeiten«. Er schwang sich auf das Rad und war auf und davon. Er genoss es, pro Arbeitstag locker über 100 km zu fahren.

Übrigens offenbarte sich Jesus nicht nur Petrus und Andreas, sondern auch den Fischern Jakobus und Johannes, die gerade dabei waren, ihre Netze zu flicken (vgl. Mt 4,21). Auch ihnen begegnete er inmitten ihrer beruflichen Tätigkeit. Und vermutlich war auch der Zöllner Matthäus bei der Arbeit, als sich Jesus ihm vorstellte.

Später wird in dem Bericht der Apostelgeschichte erzählt, wie Gott weiterhin viele Personen mitten im Berufsalltag aufrüttelte. Ein bekanntes Beispiel ist der äthiopische Finanzminister, der gerade auf einer Geschäftsreise war. Der Evangelist Philippus wird gebeten, auf dessen Wagen aufzusteigen, um ihm die biblischen Schriften auszulegen. Kurz darauf erkennt der Minister, dass Jesus Christus derjenige ist, von dem die alten Schriften prophezeiten und auf den alle gewartet haben. Er macht eine Bekehrungserfahrung und wird Christ – mitten auf einem Business Trip!

Im weiteren Sinne war auch Saulus während seiner zweifelhaften Mission der Christenverfolgung in beruflicher Sache unterwegs, als ihm der auferstandene Christus in einer Vision begegnete. Nach diesem Ereignis war er allerdings nicht mehr derselbe Mensch. Sofort stoppte er die weitere Verfolgung der Christen und wurde selbst einer von ihnen. Es gibt viele weitere Beispiele.

Halten wir also fest: Offenbar liebt es Gott, den Menschen direkt im Beruf zu begegnen, auch wenn unserer Vorstellung nach es eher der Tempel sein sollte, die Kirche oder die Gemeinde, wo sich Gott manifestiert. Er findet uns jedoch überall

und sucht 24/7 ständig nach einer günstigen Gelegenheit, uns anzusprechen.

Ein Bekannter, der in Gemeinden lehrt und predigt, der im sogenannten »Reisedienst« steht, verschickte einmal in der Vorweihnachtszeit einen Rundbrief. Darin teilte er seinem Freundeskreis mit, dass er ein finanzielles Wunder bräuchte, um seinen Lebensunterhalt bestreiten zu können. Er wollte sechs Wochen fasten und beten und bat um eine Spende. Ich dachte, das hört sich ja sehr fromm an. Doch ich sollte ihm vielleicht den kostenlosen Ratschlag schicken, einfach eine Arbeit zu suchen. So einfach ist das. Die großen Wahrheiten des Lebens sind manchmal sehr simpel!

Mancher Fromme erinnert mich an jenen Mitarbeiter, der gefragt wurde, ob seine Arbeit schwer sei. »Nein«, gestand er, »aber sie ist ein Störfaktor zwischen Kur, Nachkur, Urlaub, Feiertagen, Wochenenden und Betriebsausflügen.«

Ich schätze es, dass die Bibel zu diesem Thema so klar und deutlich ist. Sie redet nicht lange drum herum, und so schreibt der weise Salomo: »Wer lässig ist, fängt nie ein Wild, / doch Fleiß ist ein bleibender Besitz.« (Spr 12,27 NGÜ)

Weitere Berufstätige, denen Gott mitten in der Arbeit begegnete

Die Liste der Menschen, die Gott ausgerechnet im Berufsalltag aufsuchte, ließe sich mühelos fortsetzen. Nehemia war Mundschenk am persischen Königshof – ein angesehener, gut bezahlter Posten – als er den Auftrag bekam, die Mauern Jerusalems wieder aufzubauen. Er kündigte nicht etwa seinen Posten, um »geistlich« zu werden; er nutzte seine Stellung am Hof, um beim König um Baumaterial und Reisegenehmigung zu bitten (Neh 2,1-8). Sein Bauprojekt war zugleich sein Gottesdienst.

Auch Lydia, eine Purpurhändlerin aus Philippi, wird als Geschäftsfrau eingeführt, nicht als Ordensfrau: Paulus begegnet ihr an einem ganz gewöhnlichen Handelsplatz am Fluss, und ihr Haus wird kurz darauf zur ersten Gemeinde Europas (Apg 16,14-15). Und der Apostel Paulus selbst, wohl der einflussreichste Missionar der Kirchengeschichte, verdiente sich seinen Lebensunterhalt zeitweise als Zeltmacher, gemeinsam mit dem Ehepaar Priscilla und Aquila (Apg 18,1-3). Er hätte sich, wie er selbst schreibt, durchaus von

der Gemeinde aushalten lassen können. Er tat es bewusst nicht immer – auch das ist ein Statement über den Wert ehrlicher Arbeit.

Auffällig ist: Gott sucht sich für seine großen Geschichten selten Menschen aus, die gerade Zeit haben. Er sucht sich Menschen mitten im Termindruck, am Schreibtisch, in der Werkstatt, auf Geschäftsreise.

Vielleicht ist das die eigentliche Pointe dieses Kapitels: Jesus rettet nicht nur einzelne Menschen aus einer fernen Ewigkeit heraus, er rettet auch ganz konkret montags um neun Uhr die Bedeutung dessen, was Sie gerade tun. Er hat selbst achtzehn Jahre lang Bretter gesägt, bevor er einen einzigen öffentlichen Vortrag hielt. Er weiß, wie sich ein langer Arbeitstag anfühlt, wie Kunden nerven können und wie gut ein wohlverdienter Feierabend tut.

Und so schließt sich der Kreis zu Lukas 19,10: Der Sohn des Menschen kam, um zu suchen und zu retten, was verloren ist – auch den Sinn Ihrer Arbeit, falls er Ihnen gerade abhandengekommen sein sollte. Vielleicht ist genau Ihr Arbeitsplatz der Ort, an dem er Ihnen als Nächstes begegnen möchte.

Kapitel 3

Gelebter Glaube

— Hebräer 11,2 HFA

Unsere Vorfahren lebten diesen Glauben.
Deshalb hat Gott sie als Vorbilder
für uns hingestellt.

Biblische Vorbilder

Es gibt ein Kapitel in der Bibel, das aussieht wie die Gästeliste einer sehr ungewöhnlichen Preisverleihung. Hebräer 11. Kein roter Teppich, keine Blitzlichter, keine Dankesreden für den Agenten. Stattdessen eine Aufzählung von Menschen, die Gott offenbar für preiswürdig hielt – und zwar aus einem einzigen Grund: Sie

glaubten ihm, und sie handelten danach. »Deshalb hat Gott sie als Vorbilder für uns hingestellt« (Heb 11,2). Man beachte: nicht als Vorbilder für außergewöhnliche Frömmigkeitsleistungen, sondern für etwas viel Unspektakuläreres – gelebten, arbeitenden, alltagstauglichen Glauben.

Und hier beginnt das eigentlich Verblüffende, wenn Sie genauer hinschauen: Fast niemand in dieser Ruhmeshalle des Glaubens war hauptberuflich fromm. Noah, Abraham, Mose, Joseph, David, Daniel – die Schwergewichte der biblischen Geschichte. Keiner von ihnen trug einen Talar, keiner lebte von Kollekten, keiner hatte eine Spendenbescheinigung für seine »geistliche Tätigkeit« auszustellen. Sie verdienten ihr eigenes Brot, während Gott durch sie den Lauf der Geschichte veränderte. Ihr Arbeitsplatz war nicht die Ablenkung von ihrer Berufung. Er war die Bühne dafür.

1. Noah: Der Handwerker, dem niemand zuhörte

Fangen wir mit dem unbequemsten Beispiel an. Noah war, so sagt es die Überlieferung, ein

außerordentlich fähiger Handwerker – ein Mann, der ein Schiff bauen konnte, das eine globale Katastrophe überstand, ohne über CAD-Software oder Statik Programme zu verfügen. Etwa hundert Jahre lang hämmerte, sägte und predigte er gleichzeitig. Und am Ende? Kein Massenandrang, keine Bekehrungswelle, keine Story fürs Gemeindemagazin. Gerettet wurde am Ende genau eine Familie – seine eigene.

2. Abraham, Mose und Josef: Viehzüchter, Quereinsteiger und Krisenmanager

Abraham, der »Vater des Glaubens«, war zeitlebens das, was wir heute vermutlich als Viehzüchter, Geschäftsmann und Investor bezeichnen würden. Kein Tempeldienst, keine Kanzel – ein Mann mit Herden, Verträgen und einer beachtlichen Portion unternehmerischen Risikos.

Mose wiederum durchlief eine Karriere, die man sich in keinem Personalgespräch hätte ausdenken können: akademische Bestausbildung am Hof des Pharaos, gefolgt von einem abrupten Jobwechsel zum Hirten und Nomaden in der Wüste. Erst dieser zweite, wenig glamouröse Abschnitt

scheint ihn für seine eigentliche Aufgabe geformt zu haben. Als er schließlich zur Führung des jüdischen Volkes berufen wurde, agierte er mit einer Vielseitigkeit, die heute locker mehrere Berufsbezeichnungen füllen würde: Richter, Manager, General – alles in Personalunion, alles ohne Fortbildungszertifikat.

Josef nahm einen völlig anderen Weg. Unter dem Pharao managte er, was man heute globale Lebensmittelversorgung nennen würde – und das in einer der schlimmsten Hungerkrisen der Antike so überzeugend, dass man ihn kurzerhand zum Kanzler Ägyptens machte. Ein Topmanager mit außergewöhnlicher Weisheit, mitten in einer politischen Schlüsselposition. Man könnte durchaus überlegen, ob nicht der eine oder andere heutige Krisenstab von jemandem mit Josefs Weitblick profitieren würde – sei es bei Fragen globaler Versorgungsketten oder bei der Bewältigung großer gesellschaftlicher Umbrüche. Weise Krisenmanager sind offenbar zu jeder Zeit gefragt.

Mose ist bekannt dafür, dass er das jüdische Volk aus Ägypten führte und der politische Führer seiner Nation wurde. Als Adoptivsohn des Pha-

raos erhielt er eine gründliche akademische Ausbildung. Doch er musste erst noch als Viehhirte und Nomade das Arbeiten lernen, bevor Gott ihn zur Leitung des jüdischen Volkes einsetzte. In dieser Position wirkte er schließlich mit außerordentlichem Geschick, zum Beispiel als Richter, Manager oder und auch General.

Josefs Auftrag war anders. Er erlebte unter dem Pharao seine berufliche Karriere, als er die globale Lebensmittelversorgung managte. In einer Zeit der Hungersnot tat er dies so vorbildlich, dass er zum Kanzler von Ägypten ernannt wurde. Josef war der Topmanager in einer hohen politischen Position, der mit außergewöhnlicher Weisheit gesegnet war. Solch einen Mann könnten wir heute wohl gut im Kanzleramt zur Bewältigung der Asylkrise in Europa gebrauchen, und ebenso für das Management der Energiewende!

3. David und Daniel: Der Dichterkönig und der Berater am fremden Hof

David war Hirte, Soldat, Anführer, König – und obendrein Musiker und Dichter. Seine Psalmen tragen bis heute eine prophetische Tiefe, die

niemand ernsthaft bestreitet. Er ist der lebende Beweis dafür, dass ein bewegtes, oft chaotisches Berufsleben durchaus zur Inspirationsquelle für ein ganzes Volk werden kann. Nicht trotz seines turbulenten Alltags, sondern mitten in ihm.

Daniel wurde in einer fremden Kultur, in Babylon, aufgrund seiner Weisheit an die Spitze der dortigen Gelehrten gesetzt. Er erhielt tiefe Einblicke in die Zukunft der Welt und wurde so als Prophet Gottes bekannt. Doch auch bei ihm gerät leicht in Vergessenheit: Seine bedeutendsten geistlichen Erfahrungen machte er nicht im Rückzug, sondern mitten im aktiven Berufsleben, umgeben von Kollegen, Konkurrenz und Hofintrigen.

4. Die stille Mehrheit: Propheten, Hirten und eine Purpurhändlerin

Es ließen sich mühelos weitere Namen anfügen. Abel, der erste Prophet der Bibel überhaupt, war schlicht Schafhirte. Amos bewirtschaftete nebenbei Feigenbaumplantagen. Zephanja war am Gericht tätig. Von Hesekiel wird berichtet, er

habe sich im Schiffbau ausgekannt. Sie alle verdienten ihren Lebensunterhalt selbst, während Gott durch sie sprach.

Auch bei den Frauen der Bibel zeigt sich dasselbe Muster. Lydia, Mitglied der ersten christlichen Gemeinde, handelte mit Purpurstoffen und führte als Kleinunternehmerin einen eigenen Haushalt mit Angestellten. Und Esther – nun ja, Esther wirkte, mit Verlaub, als eine Art Schönheitskönigin, bevor sie zur Rettung ihres Volkes beitrug. Die berufliche Vielfalt der biblischen Glaubensvorbilder ist derart breit gefächert, dass man mit einiger Sicherheit behaupten kann: Es gibt kaum einen Beruf, der grundsätzlich ungeeignet wäre, Gott darin zu dienen.

Vier unbequeme Fragen an Sie selbst

An dieser Stelle wird es womöglich etwas unangenehm. Denn viele Menschen fühlen sich an ihrem Arbeitsplatz nicht befreit, sondern befangen – manche sogar regelrecht gefangen. Deshalb lohnt es sich, sich ehrlich einige Fragen zu stellen:

- Arbeiten Sie nur, um Ihren Lebensunterhalt zu sichern oder Wohlstand aufzubauen?

- Halten Sie Ihre Arbeit für etwas Geringeres, das lediglich dazu dient, etwas »Höheres« zu finanzieren?

- Sind Sie nur deshalb berufstätig, damit Sie mit Ihren Mitteln die wirklich »frommen« Projekte unterstützen können?

- Oder arbeiten Sie nur, um irgendwann Erfahrung für ein späteres Leitungsamt in einer Gemeinde zu sammeln?

Bei nicht wenigen Christen treffen leider ein oder mehrere dieser Punkte zu. Manche haben sogar ein schlechtes Gewissen, wenn ihnen die »säkulare« Arbeit kaum noch Zeit für Evangelisationen, Straßeneinsätze oder Gebetsabende lässt. Also beginnen sie, ihrer beruflichen Tätigkeit ein frommes Markenzeichen zu verleihen: ein Fischsymbol auf der Visitenkarte, ein Gebetskreis in der Mittagspause (was durchaus ein Segen sein kann), eine herzliche Umarmung beim Verlassen des Büros. Doch Ihre Arbeit wird dadurch nicht heiliger. Sie ist längst geheiligt – und zwar allein deshalb, weil Gott selbst ein Arbeiter ist und Sie nach seinem Ebenbild geschaffen wurden.

Fazit: Sie müssen der Arbeit keine Frömmigkeit überstülpen. Sie dürfen einfach in den Fußspuren derer laufen, die im Glauben standen – und dabei arbeiteten.

Jesus und sein Faible für Berufstätige

Es ist auffällig, wen sich Jesus als Erstes aussuchte: die Fischer Petrus, Andreas, Jakobus und Johannes. Er traf sie nicht am Lagerfeuer bei einer geistlichen Andacht, sondern bei der Netzflickerei (vgl. Mt 4,21) – nach einer Nacht ohne einen einzigen Fang, nur mit kaputtem Werkzeug in der Hand. Ein hartes, ernüchterndes Handwerk. Genau dort, mitten in Frust und Feierabendmüdigkeit, begegnete ihnen Jesus. Auch der Zöllner Matthäus dürfte gerade bei der Arbeit gewesen sein, als Jesus ihn ansprach.

Später, in der Apostelgeschichte, wiederholt sich das Muster. Ein äthiopischer Finanzminister befindet sich auf Geschäftsreise, als der Evangelist Philippus zu ihm auf den Wagen steigt, um ihm die Schrift auszulegen. Kurz darauf erkennt der Minister, wer Jesus Christus ist – eine Bekehrung, die sich mitten auf einem Business-Trip ereignet.

Und selbst Saulus war, im weitesten Sinne, beruflich unterwegs, als ihm auf dem Weg zur Christenverfolgung der auferstandene Christus begegnete. Danach war er nicht mehr derselbe Mann.

Man könnte fast sagen: Gott scheint es zu lieben, Menschen direkt an ihrem Arbeitsplatz aufzusuchen – obwohl wir uns das lieber im Tempel, in der Kirche oder in der Gemeinde vorstellen würden. Er findet Sie überall. Und er sucht offenbar rund um die Uhr nach einer günstigen Gelegenheit, Sie anzusprechen.

Mein Vater: Baumeister und ehrenamtlicher Hirte zugleich

Zu allen Zeiten gab es Menschen, die ihren Glauben in und mit ihrem Beruf gelebt haben – handwerklich, pflegerisch, akademisch, leitend. Nicht ihre Spitzenleistungen sprachen dabei, sondern ihr Leben selbst. Interessanterweise beobachtet das auch das Magazin der Studentenmission Deutschland, SMD-Transparent: In einer orientierungslosen Zeit erlebt das Vorbild unter jungen Menschen eine echte Renaissance – wobei echte Vorbilder heute meist aus dem näheren

Umfeld stammen.[17] Für mich persönlich war ein solches Vorbild ganz konkret mein eigener Vater.

Otto Johann Pohlmann (1928–2013) übte denselben Beruf aus wie Jesus: Er baute und renovierte Häuser, verwaltete Mietwohnungen und sprach dabei ganz nebenbei mit unzähligen Mietern über seinen Glauben. Mit seinem letzten großen Bauprojekt verwirklichte er schließlich einen langgehegten Traum: ein Viergiebelhaus, in dem hundert Menschen seiner Hauskirche Platz fanden. Diese Gemeinschaft hatte er zusammen mit meiner Mutter Waltraud durch Beratung und Seelsorge aufgebaut – parallel zu seiner beruflichen Tätigkeit, nicht anstelle davon. Bemerkenswert: Vor, während und nach der Bauzeit diente er der Gemeinde stets ehrenamtlich mit seiner pastoralen Gabe. Seinen Lebensunterhalt bestritt er sein ganzes Leben lang selbst. Er finanzierte seinen Dienst nicht nur eigenständig, er investierte darüber hinaus alles, was er besaß, in die Menschen, denen er diente.

Ich erinnere mich noch gut, wie Gäste, die zu meinen Eltern in die Seelsorge kamen, oft nur darum baten, ein oder zwei Wochen in unserem Gästezimmer wohnen zu dürfen. Es war, wie sie

sagten, der Friede in unserem Elternhaus, der eine geradezu heilende Wirkung auf sie hatte. Als Jugendlicher fand ich das erstaunlich. Manche suchten dann ein Ventil, um ihre Dankbarkeit auszudrücken, und boten handwerkliche Gegenleistungen an – meistens war das gar nicht nötig. Ja, meine Eltern waren einfache Menschen, die dennoch einen enormen Eindruck hinterließen. Der Krieg hatte ihnen den Schulabschluss verwehrt, doch das kompensierten sie später durch eine Weisheit, die ihnen Gott offensichtlich verlieh. Mein Vater bestand später sogar erfolgreich seine Meisterprüfung. Und damals lernte ich etwas, das mich bis heute begleitet: Es geht nicht darum, was ein Mensch vorweisen kann, sondern darum, was er überwunden hat.

Auch meine Mutter beeindruckte mich zutiefst. Neben meinem Opa nahm sie eine ältere, akademisch gebildete Dame als Untermieterin auf, die tagtäglich unsere Küche mitbenutzte – für viele heute kaum mehr vorstellbar, und der Umgang mit dieser Dame war alles andere als leicht. Doch meine Mutter tat es gern. Ausgerechnet diese Untermieterin förderte am Ende meine schulische Entwicklung und ermutigte mich, aus

dieser Arbeiterfamilie heraus, ein wissenschaftliches Studium aufzunehmen. Opfer zu bringen – darin waren meine Eltern geübter als jeder andere Mensch, den ich je persönlich kennenlernte. Besonders die Liebe meines Vaters war außergewöhnlich; sie gipfelte darin, dass er bis zum letzten Tag meine bettlägerige Mutter pflegte. Die Freude, die auf seinem Gesicht stand, passte immer zur Melodie, die er auf seiner Mundharmonika spielte: »Ein frohes Herz tut gut wie Medizin…«, sang er dann. Für das Vorbild dieser beiden Eltern kann ich Gott wohl niemals genug danken.

Die Qualitätsapostel

Es gibt weitere Vorbilder, die ich persönlich nie kennengelernt habe, die für meine heutige Tätigkeit als Qualitätscoach aber eine enorme Inspiration waren – wie man als Christ in der Wirtschaft einen Unterschied macht. Als Anfang dieses Jahrhunderts eine Firma für elektronische Bauelemente einen Physiker fürs Qualitätsmanagement suchte, hatte ich keinen blassen Schimmer, wofür Qualitätsmanagement überhaupt steht. Ich

wusste nur: Es ging um Qualitätsengineering und, perspektivisch, um die Leitung der Qualitätssicherung.

Erst später erfuhr ich, dass die Entwicklung der Qualitätsbewegung seit dem Zweiten Weltkrieg in der Fachliteratur als einer der bedeutsamsten Paradigmenwechsel des zwanzigsten Jahrhunderts gilt.[18] Die heute allgegenwärtige Zertifizierung von Qualitätsmanagementsystemen ist nur eines von vielen Anzeichen für die weltweite Verbreitung dieser Bewegung. Kaum jemand weiß jedoch, dass ihre grundlegenden Lehren auf eine Handvoll Pioniere zurückgehen, die zutiefst gläubige Menschen waren – gelegentlich sogar liebevoll »Qualitätsapostel«[19] oder »Qualitätsgurus«[20] genannt. Bemerkenswerterweise werden sie sowohl von gläubigen als auch von ungläubigen Menschen, ja sogar von Atheisten, als Vorbilder anerkannt. Die Rede ist von den Christen William Edward Deming und Philip Bayard Crosby sowie von Joseph Moses Juran, des jüdischen Glaubens war. Ich bin überzeugt: Gott hat ihre Lehren benutzt, um im Einklang mit biblischen Prinzipien eine neue Denkweise einzuführen – nicht nur in den Führungsetagen der Wirtschaft.

Kapitel 4

Hoffnung, die sich erklärt

— 1. Petrus 3,15

…seid jederzeit bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der euch auffordert, Auskunft über die Hoffnung zu geben, die euch erfüllt.

In diesem Abschnitt sprechen wir darüber, wie man im Job glaubwürdig von unserer Hoffnung sprechen kann. Lassen Sie uns das etwas näher ansehen: Wie man vom Kaffeeküchen-Prediger zum gewinnenden Zeugen wird. Kennen Sie diesen einen Kollegen? Den, der montagmorgens noch bevor Sie einen ersten Kaffee getrunken haben, schon mit »Und, warst du gestern in der Kirche?« um die Ecke kommt? Der jede Teambesprechung als Kanzel missversteht und bei der kleins-

ten Gelegenheit die Bibel zückt, während alle anderen innerlich schon die Fluchttür suchen?

Falls Sie gerade zusammengezuckt sind, weil Sie selbst schon mal knapp an dieser Kollegenrolle vorbeigeschrammt sind – keine Sorge. Wir waren wahrscheinlich alle schon mal kurz davor. Die gute Nachricht: Es geht auch anders. Und die Bibel selbst zeigt uns wie.

Der Vers, um den sich alles dreht finden wir im Petrusbrief. 1. Petrus 3,15 ist so etwas wie die Blaupause für christliches Zeugnis im Alltag. Man könnte den Vers leicht überlesen und denken: »Alles klar, ich muss immer eine fertige Antwort parat haben, wie ein theologischer Feuerwehrmann, der jederzeit einsatzbereit ist.« Aber schauen Sie genauer hin: Da steht nicht »sprich jeden proaktiv darauf an«, sondern »steht Rede und Antwort, wenn man euch auffordert«. Petrus geht davon aus, dass Menschen von sich aus fragen werden. Und das tun sie meistens nur, wenn ihnen an uns etwas auffällt, das sie neugierig macht.

Das ist im Grunde die eleganteste Entlastung, die es gibt: Sie müssen nicht der Marketingchef für den Himmel sein. Sie dürfen einfach der

Mensch sein, über den sich Leute wundern. Dazu schauen wir uns nun ganz praktisch folgende fünf Schritte an:

Schritt 1: Ihr Job ist die erste Predigt (auch ohne Worte)

Bevor überhaupt ein Wort über Glauben fällt, redet Ihr Verhalten schon lauter als jede Kaffeeküchen-Ansprache. Kolosser 3,23 bringt es auf den Punkt: Was auch immer Sie tun, arbeiten Sie »von Herzen, als für den Herrn«. Das heißt konkret:

- Sie geben die Excel-Tabelle pünktlich ab, statt drei Tage zu spät mit der Ausrede »das lag jetzt echt nicht an mir«.

- Sie reden nicht schlecht über den Kollegen, der gerade nicht im Raum ist – so verlockend das manchmal auch ist.

- Sie halten Zusagen ein, auch die unbequemen.

- Sie sind am Montag genauso freundlich wie am Freitag.

Nichts davon ist besonders glamourös. Nie-

mand schreibt eine Predigt darüber, wie beeindruckend es ist, dass Sie ihre E-Mails ordentlich beantworten. Aber genau diese Langeweile des treuen Alltags ist es, die auf Dauer auffällt. Menschen merken, wenn jemand verlässlich, ehrlich und freundlich ist – gerade, weil das im Berufsleben nicht die Regel ist. Und irgendwann fragt jemand: »Sag mal, warum bist du eigentlich immer so gelassen, obwohl hier gerade alles brennt?« Glückwunsch – das ist Ihr Stichwort.

Schritt 2: Zuhören, die am meisten unterschätzte Superpower

Wenn wir ehrlich sind, ist die größte Versuchung beim Thema »Glauben im Job« nicht zu wenig, sondern zu viel zu reden. Wir wollen unbedingt die richtigen Worte finden, den perfekten Bibelvers zitieren, das Gespräch elegant in Richtung Ewigkeit lenken – und übersehen dabei komplett, dass unser Gegenüber vielleicht einfach nur erzählen wollte, dass sein Wochenende stressig war.

Jakobus 1,19 rät uns: schnell im Hören, langsam im Reden. Das ist keine nette Floskel, das ist

eine echte Fähigkeit, die man trainieren kann. Fragen Sie nach. Hören Sie wirklich zu, ohne schon die nächste Antwort im Kopf vorzubereiten. Menschen spüren den Unterschied zwischen »Ich höre dir zu, weil ich dich als Person interessant finde« und »Ich höre dir zu, weil ich auf meine Chance warte, das Thema Gott einzubringen«. Ersteres öffnet Türen. Zweiteres lässt sie meist krachend zufallen.

Schritt 3: Timing ist alles

Es gibt einen Unterschied zwischen einem guten und einem schlechten Zeitpunkt für Glaubensgespräche – und dieser Unterschied entscheidet oft darüber, ob Ihr Gegenüber sich gehört fühlt oder überrumpelt.

Eher ungünstig:

- Mitten im Quartalsmeeting, während der Chef gerade die Umsatzzahlen präsentiert.
- Direkt nachdem jemand einen Kunden verloren hat und offensichtlich frustriert ist.
- In der ersten gemeinsamen Woche mit einem neuen Kollegen, der Sie noch gar nicht kennt.

Eher günstig:

- Beim informellen Plausch in der Kaffeeküche, wenn jemand von sich aus etwas Persönliches teilt.
- Nach der Arbeit, wenn die Rollen »Kollege« etwas lockerer werden.
- Wenn jemand explizit fragt, warum Sie reagieren, wie Sie reagieren.

Kolosser 4,6 beschreibt Rede, die »mit Salz gewürzt« ist – gut dosiert, nicht literweise über das Essen gekippt. Salz verbessert den Geschmack. Zu viel Salz macht die Suppe ungenießbar. Dasselbe Prinzip gilt für Glaubensgespräche im Job.

Schritt 4: Wenn jemand tatsächlich fragt

Und dann, irgendwann, passiert es: Jemand fragt tatsächlich. »Wie schaffst du es, so ruhig zu bleiben?« oder »Was gibt dir eigentlich Hoffnung, wenn hier alles den Bach runtergeht?« – Das ist der Moment, für den Petrus uns vorbereitet sehen will.

Und hier die entlastende Wahrheit: Sie müssen kein perfektes theologisches Referat halten.

Ehrlichkeit zählt mehr als Vollständigkeit. Ein simples »Ich glaube, dass mein Leben nicht nur von dem abhängt, was hier im Büro passiert – das gibt mir eine gewisse Ruhe« ist oft überzeugender als ein zehnminütiger Vortrag über Erlösungsgeschichte. Und falls Sie selbst gerade Zweifel oder offene Fragen haben: Das dürfen Sie auch sagen. »Ehrlich gesagt ringe ich manchmal auch damit, aber genau deshalb ist mir dieser Glaube wichtig« ist glaubwürdiger als vorgetäuschte hundertprozentige Gewissheit.

Schritt 5: Grenzen respektieren (auch wenn's schwerfällt)

Ein Punkt, der leicht übersehen wird: Macht und Hierarchie spielen eine Rolle. Wenn Sie Führungskraft sind, ist besondere Zurückhaltung angebracht – ein Mitarbeiter, der sich unter Druck fühlt, »richtig« auf Ihre Glaubensfragen zu reagieren, weil Sie dessen Gehalt mitbestimmen, ist eine unangenehme Dynamik, die niemandem dient.

Und wenn jemand einmal höflich, aber klar signalisiert »Das ist nicht mein Thema« – dann ist

das die Antwort. Nicht der Auftakt zu Versuch Nummer zwei nächste Woche. Dieser Respekt vor einem Nein ist selbst Teil des Zeugnisses. Nichts widerlegt »Ich liebe dich, wie Christus mich liebt« schneller als »…aber ich ignoriere, was du mir gerade gesagt hast.«

Noch ein Wort zu Regeln und Realität

Je nach Arbeitgeber – öffentlicher Dienst, internationale Konzerne, bestimmte Branchen – gibt es explizite oder stillschweigende Neutralitätserwartungen. Das ist kein Grund zur Panik, aber ein guter Grund, sich vorher zu informieren, was in Ihrem Kontext angemessen ist. Weisheit heißt auch, die Spielregeln des Feldes zu kennen, auf dem man spielt.

Die Quintessenz

Mission im Berufsleben ist selten die große, geplante Kampagne mit Flipchart und Traktat. Viel öfter ist es die stille, geduldige Konsistenz eines Lebens, das anders tickt als erwartet – zuverlässig, freundlich, ehrlich, gelassen unter Druck.

Und wenn dann jemand fragt: »Warum eigentlich?«, dürfen Sie bereit sein, Rede und Antwort zu stehen – mit Sanftmut, mit Ehrfurcht, und ganz ohne den Anspruch, alle Antworten zu haben.

Sie müssen also keine Kanzel in die Kaffeeküche schmuggeln. Sie dürfen einfach nur der sein, über den sich Leute am Ende fragen: »Moment mal – was hat der eigentlich, das ich nicht habe?«

Und dann dürfen Sie antworten.

Die magnetisierende Wirkung

Christen haben sich oft schon so sehr daran gewöhnt, dass sie eine lebende Hoffnung in sich tragen, dass sie es kaum noch selbst wahrnehmen. Doch die Menschen in ihrer Arbeitsumgebung empfinden das anders. Einige erfahren eine regelrecht magnetisierende, anziehende Wirkung. Das ist zumindest meine eigene Beobachtung. Sie wünschen schlichtweg mehr Informationen darüber – eben *»Auskunft über die Hoffnung«*, wie Petrus es forderte.

Wenn Christus seine Nachfolger das *»Salz der Erde«* (Mt 5,13) nennt, darf es uns nicht wundern, dass einige Leute durstig nach etwas werden. Wir

können darum beten, dass Gott uns mit den Menschen zusammenführt, die aufrichtig auf der Suche sind. Gelegentlich offenbart mir Gott Menschen an ihrem Arbeitsplatz, die bereits eine Erfahrung mit ihm hatten, aber in ihrem Glaubensleben stecken geblieben sind. Sie bleiben fern von Gottesdiensten, haben sich zurückgezogen und in ihre Arbeit geflüchtet. Es gibt solche Menschen, die jahrelang auf ihrem Glaubensweg auf der Stelle treten. Doch der Durst in ihrer Seele macht sie erkennbar. Ich erlebe es immer wieder und überall auf der Welt, dass, wenn Gott mir die Augen für sie öffnet. Wenn ich sie gefunden habe, darf ich sie erneut ermutigen.

Das veränderte zweitägige Meeting

Ein Team eines erfolgreichen koreanischen Start-Ups war zu einem zweitägigen Antrittsbesuch angereist. Dessen Aufgabe war es, die Konformität ihrer Prozesse mit den üblichen Standards in der Automobilbranche darzulegen und mich zu überzeugen.

Meine Aufgabe bestand darin, die Reife ihres Unternehmens zu bewerten, um eine Empfehlung

für Kaufentscheidungen aus Qualitätssicht abzugeben. Vor mir saß ein hochkarätiges Expertenteam, von dem hauptsächlich aber nur einer redete. Es war nicht gerade angenehm, ihm zuzuhören. Seine herablassende und arrogante Art wirkte fast schon abstoßend. Ob er vergessen hatte, wie man einem potentiellen Kunden begegnet?

Am Abend gab es dann ein Geschäftsessen an einer langen Tafel. Ich setzte mich bewusst ans andere Ende, um die anderen Mitreisenden näher kennenzulernen. Sie hatten bisher kaum ihren Mund geöffnet, was in der asiatischen Kultur übrigens nicht unüblich ist, wenn der Chef ständig redet. Doch dann kam die Wende. Alles ging erstaunlicherweise sehr schnell. Plötzlich konnte ich ihr Interesse an spirituellen Themen wahrnehmen, und um es kurz zu machen: Ich durfte ihnen ganz konkrete Hinweise, ja Antworten auf viele ihrer Fragen geben. Wir beendeten mit der Gewissheit, dass es nur einen Weg zu einer Liebesbeziehung mit unserem Schöpfer gibt, auch wenn oft viele Wege zu diesem Weg führen. Es ist Jesus Christus, der sagte: ich bin der Weg.

Sie müssen später im Hotel noch viel darüber

gesprochen haben. Denn am nächsten Tag war auch ihr Chef wie verändert. Auf dem Weg zur Kantine beichtete er mir, dass er mit voller Verbitterung eine Kirche in Korea verließ. Und ja, er hatte seine berechtigten Gründe. Doch ich durfte ihm erklären, dass Jesus keine Religion gründete, nicht einmal die christliche (vgl. mein Buch »Leben mit Bestimmung«)..

Als wir schließlich unseren Mittagsspaziergang beendeten, war in dem Koreaner mit den größten Schulterklappen eine ganz neue Beziehung zu Jesus entflammt. Die ganze Atmosphäre im nachfolgenden Meeting war wie ausgewechselt. Dieser scheinbar harte, arrogante Top-Manager sprach sanft und nahm plötzlich Korrektur an. Als wir unser Meeting abschlossen konnte wir uns auf eine ehrliche, konstruktive Zusammenarbeit freuen.

Was ich daraus lernte:

Wie wichtig ist es, gerade die uns herausfordernden Kollegen und Geschäftspartner zu verstehen. Viele von ihnen haben vielleicht ein oder zwei Begegnungen mit Gott gehabt, doch sind bitter enttäuscht von der christlichen Institution. Judas, der Halbbruder von Jesus, erinnerte uns

deshalb: »Mit denen, die im Glauben unsicher geworden sind, habt Erbarmen und kümmert euch um sie. Andere könnt ihr vielleicht gerade noch aus dem Feuer des Gerichts retten.« (Jud 22-23)

Kapitel 5

Mission selbstfinanziert

— Matthäus 10,8 NGÜ

Was ihr umsonst bekommen habt,
das gebt umsonst weiter!

Berufstätige haben einen enormen, oft unterschätzten Vorteil: Sie können ihre Mission selbst finanzieren. Es kann sicher eine wertvolle Erfahrung sein, eine Zeitlang von Spenden zu leben und Gott für die Versorgung zu vertrauen. Doch es gibt einen eleganteren Weg – ich nenne ihn gern den »Königsweg« –, nämlich Reisen, Verpflegung und sonstige Auslagen für missionarische Aktivitäten aus dem eigenen Einkommen zu bestreiten. Genau darin fordert uns

Jesus heraus: Was wir umsonst empfangen haben – die Hoffnung des ewigen Lebens –, sollen wir nicht verkaufen, sondern verschenken.

Als Jesus als Handwerker arbeitete, gehörten seine Kollegen meist zu den wenigen sozialen Gruppen, die weder versklavt noch mit der römischen Besatzungsmacht verstrickt waren – anders als etwa Zöllner oder Steuereintreiber. Kein Wunder, dass viele im Volk hofften, er würde eine Widerstandsbewegung gegen Rom anführen. Seine berufliche Unabhängigkeit hätte dafür durchaus die idealen Voraussetzungen geboten, auch wenn er sie nicht brauchte, um frei zu sprechen. Für uns bleibt Jesu Lebensstil dennoch ein hilfreiches Vorbild: Wer selbst für seinen Lebensunterhalt aufkommt, dem fällt es leichter, seine Überzeugung frei zu vertreten – frei von jenem Zwang, den der Volksmund treffend beschreibt: »Wes Brot ich ess', des Lied ich sing'.«

Jesus war, wie oben schon ausgeführt, so etwas wie ein selbstständiger Handwerksmeister – niemandem außer seinen Kunden Rechenschaft schuldig. Genau diese Unabhängigkeit macht ihn zu einem überraschend zeitgemäßen Vorbild für Unternehmer, Freiberufler und Angestellte, die

heute über ihren Beruf missionarisch wirken möchten.

Berufstätige müssen zudem keiner Missionsorganisation regelmäßig Rechenschaft ablegen. Sie müssen ihre Unterstützer nicht davon überzeugen, dass deren Spenden sinnvoll investiert sind. Viele Missionare haben mir bestätigt, wie schwer es ist, den regelmäßigen Missionsbrief immer wieder »aufzuhübschen«, wenn der Erfolg gerade kaum messbar ist – und dennoch erwartet man oft eine Erfolgsstory nach der anderen. Tatsächlich sät ein Missionar häufig nur, während ein anderer später erntet (vgl. Joh 4,37).

Same säen, Ernte Gott überlassen

Nach einem Meeting mit einem Zulieferer, an dem Teilnehmer aus verschiedenen Standorten teilnahmen, erhielt ich einmal eine E-Mail: Die Absenderin bedankte sich für einige wenige Worte, die einen bedeutenden Eindruck bei ihr hinterlassen hätten – Worte, die in ihrem Herzen bleiben würden, auch wenn man sich vielleicht nie wiedersehe. Als ich diese Nachricht las, überlegte ich, wie wenig ich dieser Abteilungsleiterin

aus einem Produktionswerk in Mexiko eigentlich gesagt hatte. Beim Geschäftsessen hatte ich lediglich erwähnt, dass es nicht um Religion gehe, sondern um eine Beziehung zu unserem Schöpfer durch Jesus Christus. Ich weiß, dass diese Ingenieurin die ganze Nacht darüber nachdachte – sie sagte es mir persönlich. Ob sie je zum Glauben findet, werde ich vielleicht nie erfahren. Muss ich aber auch nicht. Ich brauche keinem Missionspartner Erfolgsquoten vorzulegen. Ich habe einfach Samen gesät, und was daraus wird, ist Gottes Sache.

Paulus bringt genau dieses Prinzip auf den Punkt, wenn er über seine Arbeit in Korinth schreibt: Er habe gepflanzt, Apollos habe begossen, aber Gott habe das Gedeihen gegeben (vgl. 1Kor 3,6f.). Weder der Pflanzer noch der Gießer kann sich das Wachstum auf die eigene Fahne schreiben – das bleibt allein Gottes Sache. Diese Erkenntnis nimmt einen enormen Druck von unseren Schultern. Wir müssen keine Bekehrungen vorweisen, keine Statistiken führen und keine Erfolge inszenieren. Es genügt, treu zu säen.

Gott selbst ist es, der Sie aussendet – eine Missionsorganisation kann das höchstens bestätigen,

muss es aber nicht. Ich sagte soeben: Sie muss es auch nicht! Auch wenn niemand an Sie glaubt, können Sie missionarisch unterwegs sein. Und wenn Sie berufstätig sind, trägt Ihre Arbeit einen Lohn von unschätzbarem Wert in sich. Der Gemeindegründer Paulus fragte einmal: »Was ist nun mein Lohn?« Und gab sich selbst die Antwort: dass er das Evangelium bei seiner Verkündigung »kostenfrei« anbieten konnte (1Kor 9,18).

Zeltmacher aller Zeiten – ein Blick in die Missionsgeschichte

Es lohnt sich, an dieser Stelle einen Blick in die Missionsgeschichte zu werfen, denn das Prinzip der Selbstfinanzierung ist alles andere als eine moderne Erfindung. Paulus war nicht nur Gemeindegründer und Apostel, sondern gelernter Zeltmacher. In Korinth angekommen, fand er dort ein Ehepaar mit demselben Handwerk, Aquila und Priscilla, wohnte bei ihnen und arbeitete mit ihnen zusammen (vgl. Apg 18,2f). Dieses Detail ist mehr als eine biografische Randnotiz: Paulus hätte sich – wie er selbst in seinen Briefen aus-

führlich begründet – durchaus von den Gemeinden aushalten lassen können. Er entschied sich bewusst dagegen. In seiner Abschiedsrede an die Ältesten von Ephesus erinnerte er daran, dass seine eigenen Hände für seinen Unterhalt und den seiner Begleiter aufgekommen waren, und fasste seine Überzeugung in dem inzwischen sprichwörtlichen Gedanken zusammen, dass Geben mehr Segen bringe als Nehmen (vgl. Apg 20,33–35). Auch in seinen Briefen an die Thessalonicher betont er, wie wichtig es ihm war, Tag und Nacht zu arbeiten, um niemandem zur Last zu fallen (vgl. 1Thes 2,9; 2Thes 3,7–10).

Bemerkenswert ist zudem, wer dieses Ehepaar war: Priscilla und Aquila blieben nicht nur Geschäftspartner am Nähtisch, sondern wurden zu engen Mitarbeitern des Apostels. Sie reisten mit ihm weiter, unterwiesen selbst einen begabten Redner namens Apollos genauer in der Lehre (vgl. Apg 18,26) und stellten ihr Zuhause mehrfach als Treffpunkt einer Gemeinde zur Verfügung (vgl. Röm 16,3–5). Handwerk und Mission liefen bei ihnen nicht nebeneinanderher, sondern waren buchstäblich unter einem Dach vereint.

Rund siebzehn Jahrhunderte später griff die

Herrnhuter Brüdergemeine um Nikolaus Ludwig von Zinzendorf dieses Modell wieder auf – ganz bewusst. Als 1732 die ersten beiden Missionare auf die karibische Insel St. Thomas ausgesandt wurden, handelte es sich nicht um ausgebildete Theologen, sondern um einen Töpfer aus Franken, Leonhard Dober, und einen Zimmermann aus Mähren, David Nitschmann. Die Herrnhuter Missionsstationen sollten sich grundsätzlich selbst tragen, weshalb bevorzugt gut ausgebildete Handwerker ausgesandt wurden – bis zu Zinzendorfs Tod 1760 immerhin 226 an der Zahl. Ihr Handwerk öffnete ihnen Türen, die Predigern verschlossen geblieben wären, und sicherte zugleich ihren Lebensunterhalt.

Ein weiteres eindrückliches Beispiel liefert William Carey, der oft als »Vater der modernen protestantischen Mission« bezeichnet wird. Als er 1793 nach Bengalen aufbrach, verbot die Britische Ostindien-Kompanie jede Missionstätigkeit auf ihrem Territorium. Carey übernahm daraufhin die Leitung einer Indigoplantage – offiziell als Geschäftsmann, nicht als Missionar. Ausgerechnet diese berufliche Tarnung verschaffte ihm die nötige Freiheit und die finanziellen Mittel, um über

Jahre hinweg an seiner Übersetzung der Bibel ins Bengalische zu arbeiten. Ohne seinen »Brotberuf« hätte es diese Übersetzung vermutlich nie gegeben.

Erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts erhielt dieses uralte Prinzip einen eigenen Namen: »Zeltmacher-Mission«, im Englischen *tentmaking*. Ein 1987 erschienenes Buch des Missionsstrategen Ted Yamamori und eine eigene Erklärung des Lausanner Komitees für Weltevangelisation von 1989 machten den Begriff in evangelikalen Missionskreisen populär. Heute lebt der Gedanke unter dem Namen »Business as Mission« weiter – eine Bewegung, die genau das aufgreift, was Paulus, die Herrnhuter und William Carey längst vorgemacht haben: Beruf und Berufung sind kein Widerspruch, sondern können sich gegenseitig tragen.

Die zweite, oft übersehene Lektion vom Geldbeutel

Einmal verbot Jesus seinen ausgesandten siebzig Jüngern bei ihrem ersten Missionseinsatz,

überhaupt einen Geldbeutel mitzunehmen – damit sie Vertrauen in Gottes Fürsorge lernten. Als er sie später fragte, ob ihnen dabei etwas gefehlt habe, antworteten sie: »Nein, gar nichts« (Lk 22,35). Eine wichtige Erfahrung – Gott versorgt tatsächlich überall.

Doch was viele übersehen: Nach dieser Lektion folgte eine zweite, weiterführende. »Von jetzt an gilt Folgendes: Wer einen Geldbeutel oder eine Vorratstasche besitzt, soll sie mit sich nehmen« (Lk 22,36). Offenbar sollten die Jünger fortan ihren Lebensunterhalt aus eigener Tasche bestreiten. Daraus ergibt sich eine interessante Perspektive: Von Spenden zu leben, ist eine spannende Erfahrung – für eine Zeitlang. Sie kann den Glauben an Gottes Fürsorge stärken. Doch nach der Lehre unseres Herrn sollte das offenbar nicht der Dauerzustand sein. Wir dürfen unsere eigene »Vorratstasche« mitnehmen – und genau diese Arbeit möchte Gott ausdrücklich segnen.

Damit möchte ich die Zeit des Vertrauen Lernens keineswegs abwerten. Es war schließlich die erste Lektion, die die Jünger lernten, nachdem sie ihre Netze verließen: »Die Füchse haben ihren Bau und die Vögel ihre Nester,« erklärte Jesus,

»aber der Menschensohn hat keinen Ort, wo er sich ausruhen kann« (Lk 9,58). Es gibt zudem Hinweise (vgl. Lk 8), dass Jesus und seine Jünger während der dreijährigen öffentlichen Mission von wohlhabenden Frauen materiell unterstützt wurden – darunter Maria aus Magdala, Johanna, die Frau eines Beamten des Herodes, Susanna und viele weitere: »Alle diese Frauen dienten Jesus und seinen Jüngern mit dem, was sie besaßen« (Lk 8,3). Ob diese Spenden ausreichten, wissen wir nicht – ein geregeltes Einkommen für die dreizehn Männer gab es jedenfalls nicht. Es ist gut vorstellbar, dass Jesus und seine Jünger aus ihrer langjährigen beruflichen Tätigkeit heraus über beachtliche Ersparnisse verfügten. Allein die übernatürlichen Fischfänge, die Jesus vor und nach seiner Auferstehung bewirkte, dürften ein kleines Vermögen wert gewesen sein. Auch ist nicht auszuschließen, dass Jesus sporadisch weiterhin handwerklich tätig war – vielleicht half er hier und da beim Errichten eines Dachstuhls mit. Auch das kann ich mir gut vorstellen.

Übertragen auf unsere Zeit ist die »Vorratstasche« vielleicht nicht mehr als ein Spar-

konto, eine Altersvorsorge oder eine Berufshaftpflicht. Auch das ist kein mangelndes Gottvertrauen, sondern schlicht vorausschauende Haushalterschaft: Schon die Sprüche loben das Haus des Weisen, in dem sich wertvolle Vorräte finden, während der Tor sie verprasst (vgl. Spr 21,20). Wer heute vorsorgt, verschafft sich morgen die Freiheit, langfristig und unabhängig missionarisch tätig zu sein, ohne von der nächsten Kollekte abhängig zu sein.

Kein Missionar sollte sich andererseits den Kopf darüber zerbrechen, ob es in Ordnung ist, materielle Zuwendungen anzunehmen. Paulus schrieb zur Illustration: »Wenn wir euch das Geistliche gesät haben, was ist es da Großes, wenn wir von euch das Irdische ernten?« (1Kor 9,11). Viele reisende Gemeindegründer finden gar keine Möglichkeit, einer bezahlten Tätigkeit nachzugehen, weil diese eine längerfristige Bindung an einen Ort voraussetzt. Der Vollständigkeit halber sei gesagt: Sie sollen sich deswegen kein schlechtes Gewissen machen. In solchen Fällen »hat auch der Herr angeordnet, dass die, welche das Evangelium verkündigen, vom Evangelium leben sollen.« (1Kor 9,14).

Wer sich heute für den Weg der Selbstfinanzierung entscheidet, muss diesen im Übrigen nicht allein gehen. Netzwerke der Zeltmacher- und Business-as-Mission-Bewegung, wie sie oben skizziert wurden, bringen weltweit Berufstätige zusammen, die genau diesen Weg eingeschlagen haben. Man muss also weder das Rad neu erfinden noch sich als Einzelkämpfer verstehen.

Was heißt das nun ganz praktisch? Wer als Ingenieurin, Handwerker, Unternehmerin oder Angestellter unterwegs ist, muss nicht kündigen, um »richtig« Mission zu betreiben. Der nächste Geschäftstermin, das nächste Projektmeeting, das nächste Gespräch in der Kaffeeküche kann bereits der Ort sein, an dem gesät wird – ganz ohne Kollekte, ohne Rundbrief und ohne Spendenquittung. Der Beruf selbst wird zur Kanzel.

Und noch ein letzter Gedanke an ehemalige Pastorenkollegen: Natürlich ist es töricht zu behaupten, Pastoren würden nicht arbeiten. Vielleicht habe ich es als junger, ehrgeiziger Prediger sogar etwas übertrieben, neben der Gemeinde mit ihrem Sozialwerk – das mehrere Hundert Menschen pro Woche anzog – auch noch ein Gebäu-

deprojekt, eine Bibelschule, zahlreiche Konferenzen und fünf Jahre Fernseharbeit zu leiten. Doch irgendwann bemerkte ich, wie ich als hauptamtlicher Pastor in einer frommen Subkultur regelrecht abgetaucht war. Ich wünschte mir mehr Kontakt zu Menschen, die mit der Institution Kirche wenig anfangen konnten, aber dennoch auf der Suche nach echtem Glauben waren. Wie sollte das gelingen? Auf diese Frage hat uns Jesus durch seinen eigenen Lebensstil längst die Antwort gegeben. Ihm darin zu folgen – das funktioniert tatsächlich, wenn Sie Beruf und Berufung zusammenbringen.

Paulus fasst diese Haltung an anderer Stelle so zusammen: »Worin auch immer eure Arbeit besteht – tut sie mit ganzer Hingabe, denn ´letztlich` dient ihr nicht Menschen, sondern dem Herrn.« (Kol 3,23 NGÜ). Genau das ist der Kern der Zeltmacher-Berufung: keine zweite, geistlichere Karriere neben dem eigentlichen Beruf, sondern ein einziges, ungeteiltes Leben, in dem Beruf und Berufung eins werden. Gott segne Sie dazu!

Schlussfolgerungen & nächste Schritte

Sieben weiterführende Fragen

Bevor Sie diesen Text beiseitelegen, möchte ich Ihnen sieben Fragen ans Herz legen, die Sie sich in aller Ruhe stellen dürfen. Sie haben mir sehr dabei geholfen, meinen Alltag aus geistlicher Perspektive neu zu verstehen:

1. Halten Sie die jahrzehntelange Berufstätigkeit von Jesus, angesichts seines einmaligen Auftrags, vielleicht für etwas übertrieben lang? Oder könnten Sie sich vorstellen, dass sein gesamtes Leben eine klare Botschaft aussendet – nämlich, dass wir es ihm einfach nachmachen sollten, weil auch wir zum Arbeiten geschaffen sind?

2. Jesus kam, um zu retten, was verloren gegangen war. Für viele Menschen bedeutet das: die

Freude an ihrer Arbeit wiederzufinden und endlich Sinn in dem zu entdecken, was sie tun. Könnte das auch Ihre Erfahrung sein?

3. Die heutigen Kirchen haben zahlreiche Programme entwickelt, die vor allem durch Spenden finanziert werden. Glauben Sie, dass Ihre tägliche Arbeit nur dazu da ist, diese kirchlichen Aktivitäten zu ermöglichen? Halten Sie Ihre »säkulare« Arbeit für etwas Geringeres, um damit etwas »Höheres«, Geistliches zu finanzieren?

4. Wenn Sie mitten im Berufsleben stehen: Gibt es in Ihrem Umfeld berufstätige Menschen, die Sie als Vorbilder bezeichnen würden? Können Sie an dieser Stelle Namen nennen? Oder müssen Sie ernüchtert feststellen, dass Ihnen wohl nichts anderes übrigbleibt, als selbst ein Vorbild zu werden?

5. Alles, was wir über Jesus Christus wissen, deutet darauf hin, dass er ein erfülltes Arbeitsleben führte – ich bin sogar überzeugt, dass er mit hoher Wahrscheinlichkeit der glücklichste Mensch war, der je gelebt hat. Wie sieht es bei Ihnen aus? Sind Sie in diesem Sinne ein Jesus-Nachfolger?

6. Für viele Menschen bedeutet der Sonntag

schlicht Ruhetag – er ist heilig oder einfach zum Ausruhen da. Doch ist das wirklich alles? Haben Sie schon einmal erlebt, wie es ist, die Früchte der eigenen Arbeit tatsächlich genießen zu dürfen?

7. Jesus arbeitete sechsmal so lange in seinem Beruf, wie er in seiner öffentlichen Mission wirkte – ein Verhältnis von 6:1, wie in der Schöpfungswoche. Könnte es sein, dass er in seinem bekannten Dienst, wie ihn das Neue Testament festhält, gewissermaßen im »siebten Tag« lebte?

Das Ziel erreichen

Was mich immer wieder erstaunt: Jesus erreichte in seinen 33 1/2 Lebensjahren alles, was ihm aufgetragen war – und das, ohne je gestresst zu wirken. Er jagte nicht durchs Leben. Er ließ sich nicht treiben von all der Not, die ihn umgab. Er strahlte einen kaum zu beschreibenden Frieden aus und konnte zu seinem himmlischen Vater sagen:

— Johannes 17,4 HfA

Ich habe hier auf der Erde deine Herrlichkeit sichtbar gemacht und alles getan,

was du mir aufgetragen hast.

Jesus benötigte keine zusätzlichen zehn Jahre, um sein Ziel zu erreichen – obwohl seine jahrzehntelange Berufstätigkeit mehr als die Hälfte seines Lebens ausfüllte. Genau darin liegt vielleicht die eigentliche Pointe für Sie und mich: Unser Berufsleben ist kein notwendiges Übel auf dem Weg zu etwas Höherem. Es ist selbst der Schlüssel – das Umfeld, in dem wir wachsen, reifen und uns so entwickeln dürfen, dass Gott sein Ziel gemeinsam mit uns erreicht.

ANHANG

34 Gleichnisse in Bezug auf tägliche Arbeit

Berufliche Tätigkeiten als Bildspender für geistliche Wahrheiten

Jesus verwendete verschiedene Berufsbilder und formte aus ihnen Gleichnisse. Was bei einem Blick auf die folgende Tabelle auffällt: Er entnimmt sie fast ausschließlich der Arbeitswelt seiner galiläischen Zuhörerschaft – Landwirtschaft, Weinbau, Fischerei, Handwerk, Handel, Hausverwaltung, Rechtswesen. Kaum eines der 34 Gleichnisse verwendet abstrakte oder exotische Bilder; fast alle sind aus dem beruflichen Alltag der einfachen Leute gegriffen.

Die Haushalte

Das jüdische Leben fand in einem besetzten Land durch die Römer statt. Deshalb ist ein Verständnis von den Haushalten der griechisch-römischen Welt hilfreich. Sie waren oft Arbeitsstätten, von denen einige aus hundert Personen bestehen konnten. Der Besitzer oder Vermieter war der Hausherr. Auch Familienmitglieder und Verwandte gehörten zum Haushalt, (vgl. 1Tim 5,8). Es gab diejenigen, die direkt für den Hausherrn arbeiteten, Verwalter (Lk 16,1; Mt 20,8), angestellte Diener (Lk 15,17). Es arbeiteten auch verschiedene unbezahlte Diener bzw. Sklaven. Sie kamen in der Regel aus benachbarten Ländern, als sie während der römischen Eroberung gefangen genommen wurden. Die meisten von ihnen waren häusliche und landwirtschaftliche Sklaven, deren Berufe so unterschiedlich wie die Bedürfnisse ihrer Besitzer waren: Köche, Kellner, Türsteher, Gärtner, Ärzte, Friseure, Krankenschwestern, Unterhalter, Lehrer und Geschäftsführer. All diese Berufe prägten den Alltag, und dienten Jesus als Inspirationsquelle für tiefere Wahrheiten.

Die dominierenden Berufsfelder

Landwirtschaft und Weinbau bilden mit rund einem Drittel der Gleichnisse (Sauerteig, Unkraut unter Weizen, Senfkorn, vierfaches Ackerfeld, Arbeiter im Weinberg, böse Weingärtner, Feigenbaum, selbstwachsende Saat, reicher Kornbauer, Feigenbaum ohne Früchte) den mit Abstand größten Block – naheliegend in einer Agrargesellschaft.

Daneben stehen **Handwerk und Bauwesen** (Hausbau auf Felsen/Sand, Flicken auf altem Kleid, Turmbau), **Handel und Finanzwesen** (Schatz im Acker, kostbare Perle, anvertraute Talente/Pfunde – hier ausdrücklich als »Bankwesen, Investment« bezeichnet), **Verwaltung und Dienerschaft** (wachsame Diener, ungerechter Haushalter, Herr und Knecht), sowie **Schuld- und Rechtswesen** (unbarmherziger Gläubiger, Gläubiger und zwei Schuldner, ungerechter Richter, Weltgericht).

Wie die Übertragung funktioniert

Der Mechanismus ist in fast allen Fällen derselbe: Ein vertrauter beruflicher *Vorgang* oder ein vertrautes berufliches *Verhältnis* wird zum Bild für eine geistliche Wirklichkeit:

- *Wachstumsprozesse* (Senfkorn, Sauerteig) werden zum Bild für das Reich Gottes, das unscheinbar beginnt und sich unaufhaltsam, oft verborgen, entfaltet.
- *Herr-Knecht-Verhältnisse* (Talente/ Pfunde, wachsame Diener, Herr und Knecht) werden zum Bild für die Rechenschaftspflicht des Menschen vor Gott.
- *Schuldverhältnisse* (unbarmherziger Gläubiger, Gläubiger und zwei Schuldner) werden zum Bild für Vergebung – die empfangene Gnade Gottes soll sich in der Vergebungsbereitschaft gegenüber Mitmenschen spiegeln.
- *Handelsvorgänge* (Schatz im Acker, kostbare Perle) werden zum Bild für den unbedingten Wert des Reiches Gottes, für den sich jeder Einsatz lohnt.

- *Bauvorgänge* (Haus auf Felsen/ Sand, Turmbau) werden zum Bild für die Tragfähigkeit des Glaubens bzw. für das bedachte Abwägen der Nachfolgekosten.

Das funktioniert deshalb so gut, weil die Zuhörer die *Logik* dieser Vorgänge aus eigener Erfahrung kannten – Aussaat und Ernte, Zinsen und Schulden, Bauqualität, Dienstverhältnisse. Jesus muss diese Mechanik nicht erklären; er kann direkt auf ihr aufbauen und sie auf die geistliche Ebene übertragen.

Zusammengefasst:

Jesus verleiht der beruflichen Tätigkeit geistliche Bedeutung nicht, weil sie zufällig verfügbares Anschauungsmaterial wäre, sondern weil er sie als bereits bedeutsamen Raum voraussetzt, in dem sich Verantwortung, Vertrauen, Gerechtigkeit und Gnade konkret zeigen – der Acker, die Werkstatt und das Kontor werden so selbst zu Orten, an denen sich das Verhältnis des Menschen zu Gott abbildet.

34 Gleichnisse in Bezug auf Arbeit

	Gleichnis	Beruf, Branche	Mt	Mk	Lk
1	Haus auf Felsen und auf Sand gebaut	Hausbauer, Baugewerbe	7,24–27		6,47–49
2	Neuer Flicken auf altem Kleid	Textilarbeiter	9,16	2,21	5,36
3	Neuer Wein in alten Schläuchen	Weinbauer	9,17	2,22	5,37–38
4	Sauerteig	Bäckerhandwerk	13,33		13,20–21
5	Schatz im Acker	Investment	13,44		
6	Unkraut unter Weizen	Landwirtschaft	13,24–30		
7	Senfkorn	Landwirtschaft	13,31–32	4,30–32	13,18–19
8	Das vierfache Ackerfeld	Landwirtschaft	13,3–8	4,3–8	8,5–8
9	Dier kostbare Perle	Kaufmann	13,45–46		
10	Das Fischnetz	Fischereigewerbe	13,47–48		
11	Das verlorene Schaf	Schafhirte	18,12–13		15,4–7
12	Der unbarmherzige Gläubiger	Gläubiger, Gefängniswärter	18,23–34		
13	Das Kamel / Schiffstau und das Nadelöhr	Großgrundbesitzer	19,23ff	10,24ff	18,24ff
14	Die Arbeiter im Weinberg	Arbeiter in der Landwirtschaft	20,1–16		
15	Die ungleichen Söhne	Arbeiter in der Landwirtschaft	21,28–31		
16	Die bösen Weingärtner	Pächter	21,33–41	12,1–9	20,9–16
17	Der Gast ohne Hochzeitskleid	Ordnungsdienst, Wache	22,11–13		

	Gleichnis	Beruf, Branche	Mt	Mk	Lk
18	Die Einladung zum Hochzeitsfest	Dienerschaft; Armee	22,2–10		14,16–24
19	Der Feigenbaum	Landwirtschaft	24,32–33	13,28–29	21,29–32
20	Die wachsamen Diener	Hausverwaltung	24,43–51	13,33–37	12,35–48
21	Die klugen und törichten Jungfrauen	Einkauf	25,1–13		
22	Die anvertrauten Talente (Mt) / Pfunde (Lk)	Bankwesen; Verwaltung; Investment	25,14–30		19,12-27
23	Das Weltgericht	Richter, Gericht	25,31–36		
24	Die selbstwachsende Saat	Landwirtschaft		4,26–29	
25	Der Gläubiger und seine zwei Schuldner	Gläubiger			7,41–43
26	Der barmherzige Samariter	Priester, Levit			10,30–35
27	Der reiche Kornbauer	Kornbauer			12,16–21
28	Der Feigenbaum ohne Früchte	Wein-Bauer			13,6–9
29	Der Turmbau und das Kriegführen	Bauplanung; General			14,28–33
30	Der verlorene Sohn	Unternehmer, Tagelöhner			15,11–32
31	Der ungerechte Haushalter	Verwalter			16,1–8
32	Der Herr und sein Knecht	Unternehmer, Verwaltung			17,7–10
33	Der ungerechte Richter	Richter, Gericht			18,2–5
34	Der Pharisäer und der Zöllner /Steuerpächter	Pharisäer, Zöllner			18,9–14

Über den Autor



DR. ANDREAS POHLMANN

Dr. Andreas Pohlmann ist Physiker (Bergische Universität Wuppertal), Bibellehrer, praktischer Theologe (University of Wales TSD, PhD), verheiratet und Familienvater.

Als Qualitätscoach und Unternehmensentwickler hat der Autor es vielen Ingenieuren und Entscheidungsträgern leichter gemacht zu glauben. Er ist in mittlerweile über 40 Ländern unterwegs und kann erstaunliche Konvertierungen zum christlichen Glauben bezeugen.

Sein Vortrags- und Bibellehrdienst *Himmelfit* fokussiert auf einen Glauben, der immer aus der Ewigkeitsperspektive Sinn ergeben muss (Quality for Eternity).

Andreas Pohlmann hat auch eine 12jährige Vergangenheit als leitender Pastor einer Freikirche, bei dessen Aufbau er von Grund auf mitgewirkt hat. Als Ermutiger bestehender Gemeinden unterstützt er heute Christen, die mitten in der Gesellschaft ihren Platz einnehmen.

LEBEN MIT BESTIMMUNG



»Haben Sie eigentlich ein Vorbild, dem Sie folgen? Wer ist ihr 'Role Model', Herr Pohlmann?«. In seinem beruflichen Umfeld trifft der Autor immer wieder auf diese Frage. Er nennt ihn die glücklichste, oder besser glückseligste Person, die je lebte. – Jesus Christus? War er nicht der Leidende, Verfolgte? Das stimmt. Doch gleichzeitig wünschte er sich, seine völlige, überfließende Freude in uns zu sehen.

Dabei beantwortet er die absolut essenziellen Fragen des Lebens, die eine kristallklare Bestimmung ausmachen:

1. Bestimmung – Wer bin ich?
2. Demut – Wer bin ich nicht?
3. Dienst – Wie komme ich von mir selbst los?
4. Einfluss – Was werde ich zurücklassen?

Download: www.himmelfit.de (pdf)
Bestellung: Amazon (Printversion, 96 S.)

HIMMELFIT



Eines ist sicher: Die Ewigkeit, die auf uns wartet, ist unbeschreiblich lang, dieses Leben dagegen kurz. Doch es bereitet uns auf das vor, was kommt. Somit ist es von enormer Bedeutung. Wir könnten es auch unsere »Warmlaufphase« nennen. Wir müssen uns also nur fragen, was wir in der Ewigkeit tun werden um zu erkennen, welche Prioritäten wir setzen sollten. Womit wollen wir ausgefüllt sein?

Du darfst dir das Leben im Himmel nicht langweilig vorstellen. Es bedeutet nicht ewig lang auf einer weißen Wolke zu schweben und faul zu sein. Betrachten wir die biblische Beschreibung näher, so erkennen wir, dass wir vor allem mit vier Aufgaben beschäftigt sein werden. Welche dies sind, erfahren wir in diesem Heft.

Download: www.himmelfit.de (pdf)
Bestellung: Amazon (Printversion, 68 S.)

JESUS HEILT. HEUTE.



Andreas Pohlmann ist kein Theoretiker. In Heilungsgottesdiensten durfte er selbst schon Heilungswunder bezeugen. Und doch versteht er auch die Skeptiker. Ihnen begegnet er mit einer Analyse aller 69 biblischen Heilungsberichte. Er untersucht sie in Bezug auf die

- *Rolle des Glaubens*: Wer glaubte?
- *Wege der Heilung*: Welche Kanäle wählte Gott?
- *Krankheitsursachen*: Gibt es Hinweise?

Bei der letzten Frage geht der Autor sehr behutsam vor. Darf man dies überhaupt fragen, möchte er wissen? Ein Faktencheck sollte auf jeden Fall zulässig sein, indem man die Häufigkeiten auswertet und so zu Priorisierungen in den biblischen Aussagen gelangt. Doch dort, wo die Bibel schweigt, sollten wir es auch tun. Zusammengefasst, endlich ein ausgewogenes Buch ohne Übertreibungen, das dennoch inspiriert, Mut macht und eine praktische Hilfe für Leidende wie Lehrende ist.

Download: www.himmelfit.de (pdf)
Bestellung: Amazon (Buchversion, 277 S.)
Bestellung: Amazon (Heftversion, 63 S.)

DAS GEHEIMNIS DER EWIGEN TREUE



Wir stoßen auf ein äußerst geheimnisvolles Thema der Bibel: den heiligen Bundesschluss. Von der ersten bis zur letzten Seite der Bibel zieht er sich wie ein roter Faden durch die Generationen. Wir werden ihn für uns selbst entdecken können — vor allem aber den Gott des Bundes, der sich uns ganz neu vorstellt. Dabei werden wir das Geheimnis seiner ewigen Treue enträtseln.

Dass Gott seine Bundespartner segnet, dürfte uns nicht weiter überraschen. Doch wie sieht dieser Segen aus? Was dürfen wir erwarten — in materieller, gesundheitlicher und geistlicher Hinsicht?

Eine kleine Überraschung ist das letzte Kapitel, da auch die Ehe ein Bund ist. Wir verstehen, warum Gott diese kleinste Zelle unserer Gesellschaft bestätigt und segnet. Als werdendes oder interessiertes Paar würde ich mir dieses Buch nicht entgehen lassen.

Bestellung: Amazon (Buchversion, 147 S.)

Endnoten

---

[1] Bibelübersetzungen:
SCH – Bibeltext der Schlachter Übersetzung
Copyright © 2000 Genfer Bibelgesellschaft.
NGÜ – Bibeltext der Neuen Genfer Übersetzung – Neues Testament und Psalmen.
Copyright © 2011 Genfer Bibelgesellschaft.
HFA – Hoffnung für alle TM
Copyright © 2015 Biblica, Inc.

[2] Cover Foto: www.Pexels.com

[3] Karriere Spiegel (2012): Unkraut jäten im Garten Eden. Artikel online entfernt. Zuletzt geprüft am 8.7.2018.

[iv] Landsberger, Artur (2012): Jüdische Sprichwörter. Unikum Verlag. Barsinghausen, S. 18.

[v] Strotmann, Angelika (2015): Der historische Jesus: eine Einführung. Grundwissen Theologie. 2. Aufl. Paderborn, S. 55.

[vi] Schottroff, Luise (1983): Das geschundene Volk und die Arbeit in der Ernte Gottes nach dem Matthäusevangelium. S. 180.

[vii] Halley, Henry H (1965): Halley's Bible Handbook. 24. Auflage. Zondervan Publishing House, Grand Rapids, Michigan, S. 473.

[viii] Weber, Max: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, Vollständige Ausgabe. Herausgegeben und eingeleitet von Dirk Kaesler, 4. Auflage. Beck, München 2013, ISBN 978-3-406-60200-9.

[ix] Meerwein, Catherine: Wo ging Jesus zur Schule? In: amzi focus israel, Lörrach. Online verfügbar unter https://www.amzi.org/html/schule.html, zuletzt geprüft am 8.7.2018.

[x] Postel, Verena (2006): Arbeit im Mittelalter. Vorstellungen und Wirklichkeiten. Akademie Verlag, Berlin, S. 53.

[11] Väth, Markus (2011): Feierabend hab ich, wenn ich tot bin. Neuauflage. Verlag Gabal, Offenbach.

[12] KKH Kaufmännische Krankenkasse (2025): Immer mehr Fälle von Burnout. Pressemitteilung vom 13.12.2025. Demnach stiegen die Fehltage aufgrund eines diagnostizierten Burnout-Syndroms von 80,7 auf 107,3 Tage je 1.000 Versicherte und damit innerhalb von fünf Jahren um 33 %.

[13] Ebd., forsa: Mehrheit der Erwerbstätigen bei Stress erschöpft oder ausgebrannt. Demnach gaben 55 % der Erwerbstätigen an, sich bei Stress erschöpft oder ausgebrannt zu fühlen; 97 % berichteten von zumindest gelegentlichen Anspannungen und Belastungen im Alltag oder Beruf.

[14] Väth, Markus (2011): Feierabend hab ich, wenn ich tot bin.

[15] LinkedIn-Umfrage zur Arbeitswelt in Deutschland (2024): Mehr als die Hälfte der Befragten empfindet die aktuellen Entwicklungen in der Arbeitswelt als belastend. Studie von Auctority und Civey (2024): 61,6 % der befragten Führungskräfte geben an, sich erschöpft zu fühlen.

[16] Auctority (2024): Erschöpfungsstudie 2024. Die Studie beschreibt Erschöpfung als Folge von Arbeitsorganisation, mangelnder Selbstbestimmung und Rahmenbedingungen, die vom Individuum nur begrenzt beeinflusst werden können.

[17] SMD (2010): Vorbilder gesucht! Keine Superstars. Online verfügbar unter https://www.smd.org/fileadmin/2_GESAMT-SMD/transparent/2010/SMD_TP_2010-02_Themenschwerpunkt.pdf, zuletzt geprüft am 7.7.2018.

[18] Barker, Joel (1992). Future Edge: Discovering the New Paradigms of Success. New York, NY, US: William Morrow and Company, Inc., S. 126-139.

[19] Bowies, Jerry; Hammond, Joshua (2001): TQM Apostles. In: Stu-pak, Ronald J.; Leitner, Peter M. (2001). Handbook of public quality management, Basel, CH: Marcel Dekker Inc., S. 40.

[20] Bendell, Tony (1989): The Quality Gurus: What Can They do for Your Company? London, UK: Department of Trade and Industry.